



Christian von Kamp

„TASARIC“

Der lange Weg

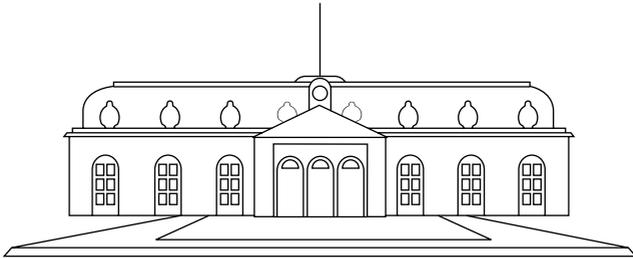
ROMAN

Christian von Kamp

„TASARIC“

Der lange Weg

ROMAN



Für die eBook-Gestaltung danke ich
ganz herzlich Herrn Matthias Klemm!



Düsseldorf 2007
© Christian von Kamp
<http://www.christian-von-kamp.de>

Motive der Titelmontage:
„Sahara Sand Dune“ © David Reimer, 2007
„Sleeping Beauty’s Castle“ © Alexander Abolinsh, 2007
„Pyramid“ unterliegt der [GNU Free Documentation License](#)
(Eine Kopie der Lizenz befindet sich als Anlage in diesem eBook.)

Rechnen wir der Zeit, in der dieser Bericht geschrieben wurde, 289 Jahre hinzu: Dann befinden wir uns in dem Jahr, in dem diese Geschichte begann, die uns aus der Zukunft überliefert wurde.

In jener chronologischen Ferne lebten zwei gleichaltrige Menschen, ein Mann und eine Frau, die einander schon von Kindheit an kannten. Sie wurden, wie Zwillinge, am selben Tag geboren, wenn auch von verschiedenen Müttern. Jaru und Kina spielten als Säuglinge miteinander, besuchten dieselben Lebensvorbereitungs- und Bildungsanstalten und wählten ähnliche Berufe: Kina entschied sich für die Astrophilosophie, während Jaru sich auf Universal-Kommunikation spezialisierte, ein erst vor kurzem entstandener Studienzweig zur psycho-philologischen Erforschung interplanetarischer Verständigung, die sich angesichts der sich verdichtenden Hinweise auf die Besiedlung anderer Sonnensysteme als notwendig erwiesen hatte.

Wer nun glaubt, Jaru und Kina seien einander ähnliche Zwillingseeelen gewesen, die sich gesucht und gefunden hätten, irrt. Während Kina davon überzeugt war, jeder Mensch besitze einen freien Willen, vertrat er vehement

die Ansicht, alle Personen seien vorherbestimmt, vielleicht durch ein Schicksal, jedenfalls aber durch Ursachen, deren Folgen man nicht entrinnen könne.

Seit ihrem 16. Lebensjahr diskutierten und stritten die beiden darüber und versuchten, die Überzeugung des anderen aus den Angeln zu heben. Dies wiederum verband sie aber auch.

Zu der Zeit, über die hier zu berichten sein wird, war man längst über den Materialismus vorhergegangener Jahrhunderte hinausgelangt. Man wußte — und Experimente hatten es bewiesen —, die Menschen besitzen eine Geistseele, die nach dem Tod den Körper verläßt, sich aber auch bereits zu Lebzeiten zeitweise außerhalb desselben aufhalten kann, unter bestimmten Umständen, etwa nach dem Konsum bestimmter Drogen oder in tiefer Trance.

Das Experiment

Stauend betrachteten sie das Forschungsgebäude des MRC; so mächtig hatten sie es sich nicht vorgestellt. Die Farbgebung der sechseitigen Pyramide, ein Taubengrau, das gelegentlich ins Grünliche spielte, wirkte hingegen bescheiden. Die Sammelstelle des gegenwärtigen Menschheitswissens über die geistige Existenz, das Mental Research Centre, hatte es nicht nötig, durch Lichteffekte zu prahlen.

„Und du bist dir ganz sicher, daß wir es wagen sollen?“ fragte er sie. Besorgnis klang in seiner Stimme, auch eine Spur Ängstlichkeit.

„Was haben wir denn schon zu befürchten?“ Kina schaute Jaru spöttisch an. „Es ist doch alles Schicksal. Falls wir es nicht überleben sollten, hätten wir dem eh nicht entgehen können.“ Als sie aber sah, daß ihre Worte ihn trafen, fügte sie leise ein „Entschuldige bitte“ hinzu. „Es wird schon klappen“, ergänzte sie nach kurzer Pause.

In der schmucklosen Eingangshalle wiesen sie sich aus. Die Empfangsdame bat sie, es sich bequem zu machen, eine Weile werde es dauern, bis man sie abhole. Ein Bekannter, der vor Jahren das MRC aufgesucht hatte, hatte sie bereits

darauf hingewiesen, daß, wer diese Stätte betrete, viel Geduld mitbringen müsse. „Dort herrscht ein ganz anderer Begriff von Zeit als im gewöhnlichen Leben“, hatte er ihnen damals anvertraut. „Es ist beinahe, als träte man aus unserer Welt hinaus und in eine ganz andere hinein.“

Tatsächlich warteten Jaru und Kina länger als eine Stunde; es war, als wollte man ihr Beharrungsvermögen, die Ernsthaftigkeit ihrer Absichten, testen.

„Es freut mich, daß Sie gekommen sind“, erklang hinter ihnen eine sympathische Stimme.

Sie standen auf und drehten sich um. Dr. Rando begrüßte sie herzlich; seine schmalen Lippen umspielte ein feines Lächeln. „Es ist mutig von Ihnen, sich für diese Untersuchung zur Verfügung zu stellen. Sicher werden Sie sich Gedanken über die Risiken dieses Unternehmens gemacht haben. Zwar wurden Sie durch unsere Mitarbeiter bereits informiert.“ Der Mann, angetan mit der blauen Kleidung des Wissenschaftlers, wies mit einer Geste den Weg. „Dennoch möchte ich als Projektleiter es mir nicht nehmen lassen, mit Ihnen persönlich über verschiedene Einzelheiten zu sprechen.“

Das Büro erwies sich als kaum weniger nüchtern denn die Gänge und die Schwebeschächte, durch die sie hergekommen waren; einzig ein platonischer Körper, der langsam aber beständig Form und Farbe wechselte, zierte die dem Fenster gegenüberliegende Wand. Die Massagesessel, in die sie sich niederließen, waren von einfachster Machart.

„Wie Sie wissen, sind Sie die ersten Menschen, die sich einem solchen Experiment unterziehen. Die Schimpansen, die uns bisher dafür zur Verfügung standen, haben zwar indirekt einige unserer Vermutungen bestätigt, aber“ — er kraulte seinen dünnen Kinnbart — „leider verstehen wir ihre Sprache nur begrenzt, und sie sind ein wenig ... zu dumm.“ Er kicherte. „Außerdem läßt ihre philosophische Vorbildung zu wünschen übrig.“

Kina wußte nicht, ob sie lächeln sollte. Sie schaute zu Jaru hin, in dessen Gesicht sie Ratlosigkeit erblickte.

„Zur Sache.“ Dr. Randos Stimme wurde ernst. „Einige der Tiere sind bei unseren Versuchen gestorben, vermutlich hatten wir die Drogen zu hoch dosiert. Bei Ihnen werden wir selbstverständlich behutsamer vorgehen; doch wir können keine hundertprozentigen Garantien dafür geben, daß die Wiedervereinigung von Körper und Seele jedesmal ohne Komplikationen gelingen wird ... Sie wissen, was das bedeutet!“ Er sah Kina und Jaru scharf an. Beide nickten.

„Sie könnten vorübergehende oder dauerhafte psychische oder mentale Schäden davontragen,“ fuhr Dr. Rando fort, „ja, Sie könnten, im schlimmsten Fall ...“

„... daran sterben“, ergänzte Kina den zögernden Wissenschaftler.

Er schaute einen Moment lang irritiert drein, lächelte dann verbindlich und wechselte das Thema. „Welche genau sind Ihre Motive, sich für dieses Vorhaben zur Verfügung zu stellen? In unseren Fragebogen erwähnten Sie

den Wunsch, eine Streitfrage zu klären. Wie darf ich das verstehen?“

„Vielleicht haben Sie schon einmal von dem Philosophen Schopenhauer gehört.“ Jaru meldete sich zum erstenmal zu Wort. „Er lebte im 19. Jahrhundert. Die Schriften dieses Mannes haben mich tief beeindruckt. Seiner Meinung nach haben wir Menschen keinen freien Willen, all unser Handeln, Denken, Entscheiden beruht auf Ursachen. Mich überzeugen diese Ansichten, Kina streitet sie ab.“

„Schopenhauer sagte wörtlich: ‚Sind einem gegebenen Menschen, unter gegebenen Umständen, zwei Handlungen möglich, oder nur eine? — Antwort aller Tieferdenkenden: Nur eine.‘“ Dr. Rando legte eine Pause ein. Ganz offensichtlich genoß er Jarus Verblüffung. „Außerdem behauptete er, der zurückgelegte Lebenslauf eines Menschen könne, unter exakt gleichen Umständen, in keinem Vorgang auch nur im geringsten anders ausfallen, als er tatsächlich ausgefallen ist. — Wissen Sie, daß diese Aussagen die Grundlage unserer Experimente sind?“

„Wie meinen Sie das?“

Der Projektleiter weidete sich an Kinas erstaunter Frage. „Ich denke, es gelingt uns inzwischen ganz gut, die menschliche Seele wiederholt in die gleiche Situation zu versetzen, bisher allerdings nur in künstlich hervorgerufenen Träumen. Jetzt wollen wir bei Ihnen beiden einen Schritt weiter gehen: Ihre Seelen sollen Ihre Körper verlassen und dann unter realistischen Umständen genötigt

sein, eine Entscheidung zu treffen!“ Seine Augen glühten vor Begeisterung.

„Aber wie soll sich darin erweisen, daß es einen freien Willen gibt?“

„Nun,“ — der Wissenschaftler zögerte seine Antwort geheimnisvoll hinaus — „nun, wir werden, ganz einfach, diese Geschichte wiederholen, Sie also mehrfach in der gleichen Situation eine Entscheidung treffen lassen, nachdem wir Ihre Erinnerung an die vorhergehenden Erlebnisse gelöscht haben. Und wenn Sie beide sich immer wieder in der gleichen Weise entscheiden — dann ist dies ein Anhaltspunkt dafür, daß es keinen freien Willen gibt!“

Inmitten eines kleinen Raums, dessen Wände grünlich leuchteten, schwebten, gänzlich unbekleidet, Kina und Jaru. Beide lagen nebeneinander in der Luft, als ob sie auf dem Rücken schliefen. Die Arme schmiegt sich seitlich an die Körper, die Augen waren geschlossen, und außer dem regelmäßigen Heben und Senken des Brustkorbs und einem gelegentlichen Zucken der Muskeln ließ sich keine Bewegung erkennen. Beider Schädel waren kahl rasiert, an etlichen Stellen der Kopfhaut, einschließlich Stirn und Schläfen, wie auch entlang der Wirbelsäule, hatte man Mentatrodien befestigt, Spaltstücke ausgesuchter Edelsteine, die Jaru und Kina gleichsam „verdrahteten“ und eine Synchronisation der Geistesströmungen beider untereinander sowie mit dem Impulsgeber ermöglichten. Auf diese Weise

wurden sie den gleichen mentalen Wirkimpulsen ausgesetzt und erlebten, auch im Verhältnis zueinander, die gleiche geistige Umgebung. Gemeinsam bewegten sie sich durch die gleiche Welt, Seite an Seite, Hand in Hand.

Es begann damit, daß sie beide, nachdem man sie in einen tranceartigen Zustand versetzt hatte, sich auf einmal über ihren Körpern schwebend vorfanden. Sie sahen, fühlten, erkannten, daß sie auch einen Geistkörper besaßen, der genauso nackt war wie ihr in der Luft liegender, abgesehen von dem Licht, das ihren Seelenleib umstrahlte und ihn gleichsam wie ein Mantel einhüllte. Ebenfalls bemerkten sie, daß ein feiner geistiger Faden sie mit ihrem liegenden Körper verband. Auf einmal bewegten sie sich fliegend von ihrem jetzigen Aufenthaltsort fort, durchquerten mühelos die Wände, ließen die Pyramide hinter sich, schossen, während sie sich, um einander nicht zu verlieren, an den Händen hielten, in den Raum hinein, sahen die Erde unter sich, umrundeten die Sonne und kehrten zu ihrem Heimatplaneten zurück. Kurz danach, sie wußten nicht, wie es kam, schwebten sie langsam über eine von Wildblumen bewachsene Wiese dahin. In der Ferne sahen sie eine Mauer, der sie sich allmählich näherten. Als sie sie erreicht und hinter sich gelassen hatten, stellten sie fest, daß sie sich in einer mittelalterlichen Stadt befanden; die Straßen waren bevölkert von fremdartig gekleideten Menschen, die einer anderen Zeit zu entstammen schienen. Weilten Jaru und Kina tatsächlich im 11., 12. Jahrhundert,

oder träumten sie dies nur? Sie erkannten sogleich wechselseitig des anderen Gedanken.

Weshalb hatte man sie hierher geschickt, an diesen Ort, in diese Zeit?

Sie fanden sich im Zentrum der Stadt wieder, auf dem Marktplatz neben der Kirche. Überall Händler, die lautstark ihre Waren anpriesen, zwischen den Buden und Ständen viel Volk, man prüfte die Eier oder das Federvieh, hörte dem reisenden Bader zu, der sich als Medicus ausgab und ein Wunderheilmittel gegen faule Zähne anbot, oder schwätzte einfach miteinander. Ein Mann pinkelte gegen einen Baum, nicht weit von ihm entfernt hockte eine Frau und erledigte ihre Notdurft, keiner schien sich daran zu stören. Zwischen den Erwachsenen liefen halbnackte, schmutzige Kinder, Hunde streunten herum, die Händler vertrieben sie von ihren Waren.

In der Mitte des Marktplatzes stritten zwei Männer miteinander, ein hagerer, der einen zerschlissenen Kittel trug, und ein mit einem besseren Gewand bekleideter dicker. Es ging um ein Faß Wein, das der eine, offensichtlich einer der ärmeren Bürger, wohl ein einfacher Handwerker, für die Hochzeit seiner Tochter, wie er immer wieder betonte, gekauft hatte. Der Winzer warf ihm vor, ihn betrogen und ihm für dieses köstliche Labsal nur die Hälfte des vereinbarten Preises gezahlt zu haben. Hinter dem Weinhändler standen drohend seine Gehilfen, bereit, im Fall des Falles ihrem Meister beizustehen.

Jaru und Kina erkannten die Gedanken der Menschen. Sie wußten, der Winzer hatte recht mit seinem Vorwurf, die Handelnden hatten tatsächlich einen höheren Kaufpreis ausgemacht. Andererseits hatte der Händler einen weit überhöhten Preis gefordert, was der andere wiederum erahnt hatte. Dennoch hatte er sich auf den Handel eingelassen, weil es ihm vor allem um sein einziges Kind ging, dem er eine schöne Feier bereiten wollte.

Als der Händler zu einem Knüppel griff, mit ihm demonstrativ in der Luft herumfuchtelte und den Käufer wegen seiner Armut beleidigte, zog dieser aus seinem Gewand einen Dolch. Inzwischen hatten sich Neugierige um die beiden geschart. Zu dem Armen gesellten sich jetzt einige Männer aus dem einfachen Volk, die dem reichen Winzer anscheinend nicht wohlgesonnen waren.

In diesem Augenblick wußten die Seelenreisenden, daß von ihnen eine Entscheidung gefordert war. Zwar konnten sie nicht in die Handlung eingreifen, sich aber innerlich dafür aussprechen, was ihrer Meinung nach jetzt weiter geschehen solle.

Kina wünschte sich, der Händler solle nachgeben und dem anderen das erworbene Faß ohne weiteres überlassen, während Jaru weiteres Verhandeln der Kontrahenten über den Wein und dessen Preis für zweckmäßig hielt.

Kaum hatten sie sich dergestalt entschieden, da verschwand die ganze Szene vor ihnen, sie fühlten sich wie mit einem Gummiband zurückgezogen, für kurze Zeit ver-

schwand ihr Bewußtsein, dann wachten sie in ihren Körpern auf.

Während sie langsam zu Boden schwebten, trat Dr. Rando in den Raum ein. Er reichte ihnen Kleidung, die sie sich überwarfen. Auf dem Weg zu ihrer Unterkunft erkundigte er sich nach ihrem Befinden und ihren Erlebnissen, dann lächelte er: „Den Anfang haben wir uns genau so vorgestellt — hierbei haben Sie beide die gegenwärtige Wirklichkeit erlebt. Was es mit Ihrem Erleben ab der Blumenwiese auf sich hat, können wir nicht genau sagen. Wir haben die Zeitkoordinaten des Mittelalters eingegeben, aber ob Sie sich wirklich in der Vergangenheit befanden, oder ob dies nur Visionen waren, die, auf welche Weise auch immer, in Ihrem Geist auftauchten, können wir leider noch nicht feststellen. Wie auch immer, die Ergebnisse Ihrer ersten Seelenreise haben wir gespeichert.“ Seine Stimme klang stolz. „Sobald Sie sich genügend ausgeruht haben, also in etwa zwei Stunden, werden wir mit Ihnen, nachdem wir Ihren Gedächtnisinhalt der letzten dreihundert Minuten gelöscht haben, den gesamten Vorgang wiederholen. Sie werden ohne Erinnerung an vorhin die ganze Geschichte erneut erleben und werden sich erneut entscheiden müssen. Das Ganze wird in den kommenden Tagen etwa zwanzigmal stattfinden.“

Kina und Jaru waren damit vollkommen einverstanden.

„Wie Sie selbst erlebt haben, war der erste Versuch mit keinerlei Problemen verbunden, im Gegenteil, mit Ihnen

ist er geradezu ideal abgelaufen. Ich denke daher, wir alle brauchen in den kommenden Tagen keine größeren Befürchtungen zu hegen, es könne etwas daneben gehen.“ Dr. Rando öffnete die Tür zu ihrer Unterkunft. „Und jetzt empfehle ich Ihnen, eine Kleinigkeit zu essen und sich ein wenig aufs Ohr zu legen.“

Tot

Vier Tage lang hatte man schon an Jaru und Kina mehrmals täglich das Experiment wiederholt. Heute, am fünften Tag, sollten die letzten Durchgänge stattfinden. Da vor jedem neuen Versuch ihr Gedächtnis gelöscht wurde, wußten sie bis jetzt nicht, ob sie sich jeweils in der gleichen Weise entschieden hatten, oder ob sie aufgrund ihrer Willensfreiheit zu Entschlüssen in der Lage gewesen waren, die von den früheren abwichen. Auch Dr. Rando hatte ihnen bis jetzt nichts von den Ergebnissen verraten. Morgen sollte die abschließende Besprechung stattfinden, bei der sie nähere Einzelheiten erfahren würden.

Wieder schwebten sie in der Luft, wieder verließ ihr Geist ihren Körper. Sie durchdrangen die Mauern der Pyramide, schossen in die Höhe, umrundeten die Sonne, kehrten zur Erde zurück, die ganze Zeit über durch ein leuchtendes Bändchen mit ihrem Leib verbunden. Doch mit einemmal erschütterte etwas sie bis ins Innerste, das Band riß und verschwand. Sie fanden sich mitten in einer Wüste wieder, es war Nacht.

Einsamkeit umging sie, tiefe Furcht durchdrang sie. Was war geschehen? Waren bisher alle Experimente, an die sie

sich ja nicht mehr erinnerten, so verlaufen? War dies die Situation, in der sie eine Entscheidung zu treffen hatten? Sie ahnten, daß dies nicht der Fall war, daß irgend etwas schiefgegangen sein mußte.

Nachdem sich eine Weile lang nichts ereignet hatte, einigten sie sich, zum Ausgangsort des Experiments, zu der Pyramide, zurückzukehren. Im selben Augenblick befanden sie sich auf der anderen Seite der Erde, wo heller Tag herrschte. Doch — der stolze Pyramidenbau, Wahrzeichen des Wissens und des Fortschritts, war zur Hälfte eingestürzt, dicke Rauchwolken drangen aus den Trümmern. Eine gewaltige Flugkugel sandte noch eine Reihe von Lasergeschossen, die auch die umliegenden Gebäude trafen, dann flog sie davon.

Jaru und Kina ahnten, hier hatte ein Anschlag stattgefunden, oder es war sogar ein Krieg ausgebrochen — und das, nachdem die Erdbevölkerung seit sechs Jahrzehnten keine kriegerischen Auseinandersetzungen mehr erlebt hatte.

Um sich herum fühlten und sahen sie die überraschten und verwirrten Seelen der Todesopfer, die nacheinander wie ins Nichts entschwanden, hinein wohl in eine andere Welt.

Hand in Hand suchten und fanden sie ihre Körper, die am Boden des Laborraums lagen, anscheinend unversehrt, durch ein in der Decke klaffendes Loch von der Sonne beleuchtet. Ihre Leiber wirkten wie friedlich schlafend, und doch befand sich in ihnen keine Spur von Leben mehr.

Vermutlich war der Tod nicht durch Verletzungen eingetreten, sondern durch falsche Datenausgaben des getroffenen Impulsgebers.

Vielleicht, dachten sie, würde es ihnen gelingen, in ihre Körper zurückzukehren. Tatsächlich drangen ihre Geistseelen mühelos in sie ein. Sie suchten das Gehirn auf, das Herz, das erst vor kurzem aufgehört hatte zu schlagen, aber es tat sich nichts, keine Verbindung kam zustande.

Gemeinsam beschlossen sie, zunächst einmal hier in dem Raum zu bleiben. Dem Tag folgte die Nacht, es wurde wieder hell und wieder dunkel, und so gingen Wochen ins Land, die den beiden jedoch nur wie Minuten vorkamen. Ihr Verhältnis zur Zeit hatte sich vollständig verändert. Sie sahen, wie ihre Körper zerfielen, wie das Fleisch faulte und von Maden gefressen wurde, schließlich wuchsen von draußen Schlingpflanzen herein und überwucherten ihre Schädel und Knochen. Im Grunde interessierte es sie nicht mehr sonderlich, aber sie schauten zu, befangen von einer seltsamen Lethargie. Eines Tages brach der Rest des Gebäudes zusammen und begrub ihre Überreste.

Weshalb sollten sie hier noch weiter bleiben? Als sie über dem Trümmerhaufen der Pyramide schwebten, sahen sie, daß ringsum das Land zerstört war. Hier und da irrten vereinzelt Seelen herum, die noch nicht in die andere Welt gewechselt waren.

Kina und Jaru spürten, sie waren Gefangene in einem Zwischenzustand, sie gehörten weder der einen, noch der

anderen Welt an, sie konnten nicht zurück in ihre Körper, die für ein richtiges Leben auf der Erde erforderlich waren, wurden aber auch nicht aufgenommen in das Dasein, in das die meisten anderen Seelen nach ihrem Tod überwechselten. Sie waren dazu verdammt, über die Erde zu irren, der sie nicht mehr zugehörten.

Sicher, jetzt konnten sie sich gänzlich frei bewegen, konnten überall hin, was sie in den kommenden Tagen auch reichlich taten. Sie weilten über Gewässern, die im Licht der untergehenden Sonne schimmerten, sie schauten sich Gebirge und Wälder an, erkundeten Tropfsteinhöhlen und das verborgene Erdinnere, sie flogen durchs All, besahen sich fremde Sternen-Nebel, strichen über ferne Planeten hin, sogar über solche, die von unbekanntem Spezien bewohnt waren, kehrten dann zurück zur Erde, wo sie die Städte aufsuchten, jedenfalls diejenigen, in denen gegenwärtig kein Krieg herrschte — aber alles ließ sie unbefriedigt, es blieb ein bloßes Schauen, wurde nicht zu einem erfüllten Darin-Sein. Zu den „lebenden“ Menschen konnten sie, so sehr sie es sich wünschten, keinen Kontakt aufnehmen.

Mehrmals sprachen sie Geistseelen an, die ihnen begegneten, in der Hoffnung, auf diese Weise Gefährten zu finden. Doch es kam keine Beziehung zustande, entweder weil die andere Seele innerhalb von Sekunden oder Minuten in die andere Welt entschwand, was bei den weitaus meisten geschah, oder weil sie angesichts des Erlebnisses

ihres irdischen Todes auch noch nach Tagen oder Wochen verschreckt und nicht ansprechbar war.

Hand in Hand schwebten Jaru und Kina über die Erde, in der leisen Hoffnung, vielleicht doch noch eine Heimat zu finden, irgendwie, irgendwo.

Fels und Rose

Eines Tages, als sie durch eine bewaldete bergige Landschaft streiften, erblickten sie vor einer Höhle einen bärtigen alten Mann, der auf einem Stein saß und nachdenklich in die Ferne schaute. Bekleidet war er nur mit einem Lendenschurz. Auf einmal schaute er zu ihnen hin und sprach: „Seid willkommen! Ihr Armen irrt wohl durch die Welt und wißt nicht, wohin Ihr sollt?“ Seine Stimme verriet Mitleid.

Sie staunten nicht schlecht, daß dieser Mensch sie anscheinend sah und mit ihnen redete, zudem auch sofort ihre Situation erfaßt hatte. Sollte eine Kommunikation, entgegen ihren bisherigen Erfahrungen, also doch möglich sein, vielleicht sogar — ihre Hoffnung schnellte in die Höhe — in beiden Richtungen?

Sie nannten ihre Namen.

„Ah, Kina und Jaru. Freut mich, Euch kennenzulernen.“

Ihr geistiges Herz hüpfte vor Freude. Aus dem Höhleninneren trat eine ältere Frau mit langem grauen Haar, auch sie nur bekleidet mit einem Schurz.

„Meine Frau Duftende Rose. Mich selbst nennt man Ruhender Fels.“ Der Mann war aufgestanden und hatte seinen Arm um die Schulter seiner Frau gelegt.

„Ihr befindet Euch in großer Not, nicht wahr?“ sprach Duftende Rose sie an.

Woher, außer vielleicht aus den Worten ihres Mannes, wußte nun auch diese Frau, daß sie da waren und wie es um sie stand?

„Da habt Ihr Euch in ein gefährliches Abenteuer begeben“, ergänzte der Alte. „Es kann hunderte, ja sogar tausende von Jahren dauern, bis Ihr daraus endgültig befreit seid.“ Er schaute sie ernst an.

„Gibt es denn keinen Ausweg?“ fragte Kina erschrocken.

„Mein Herzlein,“ wandte Duftende Rose sich ihrem Mann zu, „denkst du dasselbe wie ich?“

„Das schon,“ antwortete er nach einer Weile zögernd, „aber dir ist klar, es könnte unser letztes Mal sein. Wer weiß, ob wir es diesmal schaffen, in unserem Alter, oder aber ...“

„Hast du jemals deine Hilfe verweigert, wenn sie vonnöten war?“ Ihre Augen leuchteten voller Zärtlichkeit.

Zwei Paare standen einander gegenüber, beide Hand in Hand: die Alten auf der einen Seite, Kina und Jaru auf der anderen. Genauer: sie schwebten in der Luft: nicht nur die beiden Seelen, sondern, was diese verblüfft wahrnahmen, auch die anderen.

„Wir werden Euch den Weg aus der Misere zeigen“, erläuterte nun Ruhender Fels. „Doch gehen müßt Ihr ihn selbst ... Obwohl wir immer in Euer Nähe sein werden, in gewisser Weise.“ Der Alte ließ sich zu Boden sinken, die anderen folgten ihm. Nachdem sie sich auf Steinen nieder-

gelassen hatten — was auch ihnen als Seelen möglich war — begannen Duftende Rose und Ruhender Fels zu berichten, und Jaru und Kina verstanden allmählich.

„Ihr wundert Euch sicher,“ sprach die Rose, „daß wir beide Euch sehen und hören können, und daß wir erkennen, wie es um Euch steht. Wir selbst sind, wir Ihr aus den Umständen unseres Lebens erseht, Außenseiter; wir wohnen nicht in einer Stadt, nicht in der Gemeinschaft mit anderen Menschen, und treten nur selten in Kontakt mit einigen wenigen von ihnen. Oder genauer: in körperlichen Kontakt, denn in geistigem Kontakt stehen wir allezeit mit etlichen Freunden auf der ganzen Welt: solchen, die in den Städten wohnen, und solchen, die sich, wie wir, in die Einsamkeit zurückgezogen haben. Gemeinsam bilden wir die Gemeinschaft der ‚Betenden‘. Vermutlich habt Ihr noch nie von uns gehört, wir werden in der heutigen Welt totgeschwiegen.“

„Sinn und Ziel unseres Lebens“, fuhr der Alte fort, „ist die Annäherung an den Schöpfer, Erhalter und Erlöser der Welt.“

„Durch unser gemeinsames Beten, also unsere Versuche der Zwiesprache mit Gott, dem Ursprung und Ziel des Seins, gelangen einige von uns, so auch wir beide, in höhere Sphären, wodurch wir in der Lage sind, Geistseelen wie Euch zu sehen und Eure Gedanken zu verstehen.“

„Und jetzt steht Euch wie uns ein schwerer Weg bevor“, stöhnte der Fels. „Seht Ihr dort hinten, in weiter Ferne, das

Schloß auf dem Berg hinter dem See?“ Er deutete mit dem Arm in die Richtung. Tatsächlich konnte man bei geduldigem Hinsehen in großer Entfernung ein Bauwerk erahnen. „Dort müßt Ihr hin. Aber Ihr dürft nicht einfach hinfliegen, sondern Ihr müßt gehen, zu Fuß. Das wird Euch nur mit Hilfe eines Körpers gelingen.“

„Deshalb haben wir beide beschlossen, Euch unsere Körper für diesen Marsch und die weitere erforderliche Zeit zur Verfügung zu stellen. Ihr dürft sie solange in Besitz nehmen. Wir werden dann nicht in geistigen Kontakt mit Euch treten, Ihr werdet die alleinigen Herren über unsere Leiber sein.“

„Doch gemeinsam werdet Ihr und werden wir deren Schmerzen wahrnehmen. Denn die Körper sind alt und hinfällig.“

„Eure Aufgabe wird sich Euch in dem Schloß zu erkennen geben.“ Duftende Rose sprach langsam und eindringlich. „Achtet auf alles. Wenn Ihr Euer Herz öffnet, werdet Ihr erkennen, was zu tun sein wird.“

„Und nun — kommt in uns hinein.“ Die Stimme des Alten klang ein wenig wehleidig.

Aus Jaru und Kina brach ein „Danke!“ hervor. Dann nahmen sie von den Körpern der beiden Alten Besitz, Jaru vom Fels und Kina von der Rose. Es gelang ihnen sofort. Endlich wieder in einem Körper leben dürfen, wenn auch nur leihweise und für kurze Zeit; endlich wieder vollständige Menschen sein, zu dieser Welt gehören. Sie probierten

Arme und Beine aus, fühlten ihre Haut, fast platzten sie vor Glück.

Doch ihre Freude währte nicht lange. Denn schon bald merkten sie die Beschränktheiten der alten Leiber. Hier zwackte es, dort tat es weh, und als sie zur Probe hundert Meter weit gingen, traten bei Jaru unangenehme Hüftschmerzen auf, so daß er nur noch humpelnd vorwärts gelangte, Kina hingegen stöhnte über Schmerzen im Rücken.

Sie schienen alleine in den Leibern zu sein, merkten nichts von der Anwesenheit der Alten, die sich wohl in ein „stilles Eckchen“ zurückgezogen hatten und sich nicht meldeten. So fühlten sie sich zwar nicht als bloße Mieter in den Körpern, sondern es war ihnen, als seien diese ihre eigenen, andererseits erhielten sie auch keine Hilfe von den „rechtmäßigen Eigentümern“.

Was jetzt tun? Sie mußten zu Fuß zum Schloß gehen, hatte man ihnen gesagt; dort hatten sie eine Aufgabe zu lösen. Sie glaubten dem weisen Paar, wenn sie auch nicht verstanden, weshalb diese Umstände, warum sie nicht einfach hätten hinfliegen können. Also mußten sie sich jetzt selbst überlegen, wie alles zu bewerkstelligen sei. Sie beschlossen, die Wohnhöhle aufzusuchen und zu schauen, was ihnen helfen könne. Ihnen — und den Alten, denn schließlich wollten sie deren Körper heil ans Ziel bringen.

Außer ein wenig Nahrung fanden sie nur eine Art Rucksack, Decken, einige Lendenschurze und zwei Wanderstäbe. Mit diesen Sachen wollten sie es wagen. Weit in der

Ferne lag die Burg, und bis dorthin waren viele Kilometer zurückzulegen. Sie ahnten schon, daß sie keine gebahnten Wege vorfinden würden, sondern sich durch Buschwerk würden schlagen, Berge übersteigen und Schluchten durchqueren müssen.

Und so brachen sie auf. Bis zum Sonnenuntergang blieben noch einige Stunden, aber schon nach zehn Minuten sahen sie sich genötigt, sich hinzusetzen und eine Pause einzulegen, da die Schmerzen sie dazu zwangen. Danach bewegten sie sich wieder einige hundert Meter weiter, pausierten erneut, und so fort, etwa zwei Stunden lang. Insgesamt schafften sie allenfalls drei Kilometer, und das bei einer Strecke, bei der sie auf keine größeren Hindernisse stießen. Das hohe Alter ihrer Körper machte sich deutlich bemerkbar.

An einem Bach richteten sie ihr Nachtlager ein. Sie aßen von dem Proviant und tranken Wasser, betteten sich dann in Moos und hüllten sich in ihre Decken.

Gegen Morgen erwachten sie frierend und machten sich früh auf den Weg. Von hier an wurde der Weg immer schwieriger, Steigung und Gefälle waren oft kaum zu überwinden, oder sie mußten wegen der Dichte des Waldes weite Umwege machen. Unterwegs ernährten sie sich von Beeren, von denen sie jedoch nicht satt wurden. Nach einer Woche anstrengenden Marschierens und Kletterns hatten sie, als sie zufällig wieder einmal die Burg zu Gesicht bekamen, den Eindruck, nicht einen Meter nähergekommen zu sein.

Der Schloßherr

Fast einen Monat brauchten sie, um den See zu erreichen, und dann noch drei weitere Tage, um ihn zu umrunden. Zum Glück waren sie unterwegs keinen wilden Tieren begegnet, obwohl sie nachts mehrfach die Schreie von Bestien aufgeschreckt hatte. Allerdings waren sie inzwischen abgemagert und ausgehungert und fühlten sich schwach auf den Beinen.

Schließlich galt es noch, den Berg zu erklettern, auf dessen Gipfel sich das Schloß befand. Nach zwei mühsamen Tagen, an denen sie mehrfach nahe daran waren, einfach liegenzubleiben und auf den Tod zu warten, sich dann aber immer wieder mit letzter Kraft aufrafften, langten sie oben an. Da lag es vor ihnen, das ersehnte Bauwerk, das aus der Nähe wild-romantisch wirkte, mit zahllosen Türmen und Zinnen, die Anlage umgeben von Gärten, die Mauern teilweise vor lauter wuchernden Klettergewächsen kaum auszumachen.

Sie setzten sich, vollkommen außer Atem und mit schmerzenden Gliedern, zunächst auf eine der Steinbänke, die im Garten zwischen Rosenspalieren standen. Nachdem sie sich ausgeruht und wieder ein wenig Kräfte gesammelt

hatten, suchten sie nach dem Eingang. Sie fanden ein offenes Tor, zögerten aber zunächst, einzutreten, denn sie schämten sich, nicht anständig bekleidet zu sein. Doch da erscholl von innen heraus eine kräftige Männerstimme: „Tretet ein, Ihr edlen Weisen, wir haben Euch bereits erwartet!“ Sie durchschritten das Tor und standen nun im Innenhof der Schloßanlage. Dort hatte sich die Dienerschaft versammelt, in ihrer Mitte der Zeremonienmeister, der sie vorhin gerufen hatte und der nun auf sie zutrat, um sie aufs freundlichste zu begrüßen. Alle trugen Kostüme, wie sie wohl im Mittelalter üblich gewesen sein mochten, wobei der sie nun würdevoll zum Hauptbau begleitende ältere Herr, der mit einem langen, vergoldeten Stab einherschritt, prachtvoller gekleidet war als etwa die Küchenmägde und die Pferdeknechte.

Man führte Jaru und Kina in die Badestube, wo sie sich, dazu aufgefordert, in einen großen Bottich setzten und Bademägde sie mit warmem Wasser übergossen, was sie nicht nur reinigte, sondern ihnen unsäglich wohlthat. Zwei Stunden verbrachten sie in dem Bottich, anschließend trockneten die Mägde sie ab, rieben sie mit duftenden Ölen ein und kleideten sie in wertvolle Gewänder. Dann wurden sie in den Speisesaal geführt, wo Köche ihnen köstliche Gerichte servierten und edle Weine kredenzten. Die beiden verschlangen Unmengen an Speisen; angesichts ihres Hungers war es ihnen gleichgültig, was die anderen von ihnen denken mochten. Anschließend geleiteten Bedien-

stete sie in das Gästegemach, wo sie in einem weichen Bett von den Strapazen ausruhten.

Am nächsten Morgen, nachdem sie gefrühstückt hatten, führte der Zeremonienmeister sie durch die Säle des Schlosses. Einer war prachtvoller ausgestattet als der andere, mit Wandmalereien und Bilderteppichen, mit reich ornamentierten Holzdecken, mit wertvollen Möbeln und verzierten Kaminen. Kina und Jaru prägten sich alles ein, was sie sahen und was ihr Führer ihnen erläuterte, bedacht darauf, die Aufgabe zu erkennen, die sie zu lösen haben würden. Nach dem Rundgang lud er sie ein, an der Mittagstafel des Schloßbesitzers und seiner Kinder teilzunehmen, man werde sie hierzu abholen, bis dahin könnten sie sich ihre Zeit gerne im Garten vertreiben.

Von der Führung erschöpft, setzten sie sich im Garten einfach auf eine Steinbank, um sich auszuruhen und nachzudenken, worauf sie wohl zu achten hätten, um überhaupt die an sie gerichtete Frage zu erkennen. Doch nicht nur körperliche Bewegung, sondern sogar das Denken fiel ihnen schwer, weil die Schmerzen der letzten Tage, die nach dem gestrigen Bad verschwunden waren, wiederkehrten und sie quälten, so daß sie nicht einmal aufgelegt waren, sich an den Blumen und dem Gesang der Vögel zu erfreuen.

Kaum hatte die Glocke zum zwölften Mal geschlagen, erschien der Zeremonienmeister wieder. Auf dem Weg zum Speisesaal, den sie nur humpelnd bewältigten, flüsterte er ihnen zu: „Der Herr des Hauses freut sich besonders, Euch

empfangen zu dürfen. Wisset, er hat sich um dieser Freude willen extra aufgeraffet und sein Bett verlassen.“

Jaru und Kina wunderten sich ein wenig über diese Worte, deren Sinn sie nicht verstanden, fanden aber keine Gelegenheit, dem Rätsel gedanklich auf den Grund zu gehen, denn schon öffnete sich die Flügeltür zum Saal.

Als sie eintraten, leuchtete ihnen ein angenehmes Licht entgegen: Die brennenden Kerzen der drei zwölfarmigen Leuchter, die von der Decke hingen, trugen viel zu der wohltuenden Atmosphäre bei, die sie im Saal umgab. Sie fragten sich, weshalb die Fenster mit schweren Tüchern verdunkelt waren. An der ihnen gegenüberliegenden Längsseite des Raums zierte die Wand ein großer Teppich, den sie vorhin bei der Besichtigung nicht wahrgenommen hatten. Abgebildet war darauf eine Tischgesellschaft: Zwölf junge Männer saßen zur Rechten und Linken eines stehenden Mannes, der mit seinen Händen einen Kelch in die Höhe hielt und die Augen nach oben richtete. Sicher eine Szene aus einer Legende oder aus einem historischen Ereignis. Sie konnten nur einen kurzen Blick auf dieses Bild werfen, denn schon hatte der Zeremonienmeister sie zur Mitte der Tafel, an der sich ebenfalls eine Tischgesellschaft niedergelassen hatte, geführt. Dort saß, ihnen gegenüber, ein älterer, aufs prachtvollste gekleideter Herr, der sie mit einem freundschaftlichen „Seid willkommen, Ihr edlen Weisen!“ empfing. Er versuchte, sich zu erheben, fiel aber mit einem gequälten Gesichtsausdruck wieder zurück in seinen Stuhl.

Ein Diener eilte erschrocken herbei und rückte diesen wieder zurecht.

„Verzeiht“, sagte der Herr kurz, dann wies er auf seine rechte und seine linke Seite, wo sich zwölf hübsche Mädchen, die zwischen sechs und achtzehn Jahre alt sein mochten, erhoben und vor ihnen zierlich knickten. „Meine Töchter, die mir immer wieder Freude und Aufmunterung schenken.“

Kina und Jaru verbeugten sich. Ihnen war mulmig zumute, denn sie wußten nicht, ob sie sich stilgerecht verhielten.

„Nehmet bitte mir gegenüber Platz.“

Schon fühlten sie sich von Dienern sanft in Stühle gedrückt und diese an den Tisch herangeschoben. Vor ihnen lagen vergoldete Teller und standen mit Emaille verzierte Silberpokale, in die soeben Rotwein gegossen wurde.

Der Hausherr trug auf seinem Haupt eine purpurne Samtkappe, unter der sein volles, angegrautes Haar hervorquoll und das löwenhaft wirkende Antlitz umrahmte. Seine mild-traurigen Augen schauten die Besucher ernst an. Er erhob seinen Pokal. „Auf meine Gäste, die den Meinen und mir mit ihrem Besuch die größte Freude bereiten!“ Auch die Mädchen erhoben ihre Becher, in denen sich Fruchtsaft befinden mochte.

Endlich faßten sich Kina und Jaru, die bisher alles hatten schweigend über sich ergehen lassen, erhoben ihre Trinkgefäße, dankten herzlich für den freundlichen Emp-

fang und tranken dann, wie die anderen auch, von dem köstlichen Naß.

„Wir hoffen,“ hub der Herr an, als er seinen Pokal abgestellt hatte, „Eure Reise möge nicht zu beschwerlich gewesen sein!“

„Nun, es war schon anstrengend. Wir sind ja nicht mehr die Jüngsten.“ Kina erschrak über ihre eigenen Worte. Dies waren doch nicht ihre Körper.

„Eine Hüftarthrose kann sehr schmerzhaft sein“, jammerte Jaru.

„Ihr seid zu bedauern“, sprach der Herr mit ernster Stimme. „Doch in diesem Hause könnt Ihr neue Kraft schöpfen. Die Diener stehen zu Eurer Verfügung.“

Wieder bedankten Jaru und Kina sich.

Das älteste der ihnen gegenüberstehenden Mädchen schaute sie eindringlich an und deutete dann mit einer Kopfbewegung zu ihrem Vater hin, der sich bemühte, seinen Gästen Freundliches zu sagen, was ihm offensichtlich nicht leicht fiel, denn immer wieder legte er Pausen ein, als sei er erschöpft.

Was sollte dieses Zeichen der Tochter bedeuten? Jaru sah Kina fragend an. Die Töchter, genau, blitzte es ihm durch den Kopf. Sie hatte auf das Familienoberhaupt gewiesen, das so viele Kinder gezeugt hatte. Zwölf, eine Zahl, die in ferner Vergangenheit als geheimnisvoll gegolten haben soll. Er betrachtete die Mädchen, die wirklich wunderschön und deren Gesichtszüge edel waren.

Auch Kina hegte ähnliche Gedanken, sie dachte zudem an den Teppich mit den abgebildeten jungen Männern: zwölf, die sich um den kelchhebenden Herrn versammelt hatten.

Der Hausvater war gerade damit beschäftigt, vom viel zu frühen Tod seiner geliebten Gemahlin zu berichten, wobei ihm Tränen in die Augen traten. Da beugte sich ein Diener zu Kina und Jaru herunter und flüsterte ihnen zu: „Gedenket des Herrn.“ Sogleich horchten sie auf: Hatten sie nicht aufgepaßt, irgend etwas übersehen? Stand ihre Aufgabe irgendwie im Zusammenhang mit der Frau des Hausherrn? So sehr sie jedoch ihre Aufgabe zu erkennen suchten, sie fanden nicht die Lösung. Die Mutter und die zwölf Töchter, der Kelchträger und seine zwölf Begleiter, damit mußte es etwas zu tun haben.

Nach dem Dessert hob der Herr die Tafel auf; er müsse sich jetzt zurückziehen. Die Mädchen verbeugten sich knapp vor Kina und Jaru, und der Zeremonienmeister geleitete sie zurück zu ihrem Gemach. Er sprach dabei kein Wort und schaute mit versteinertem Gesicht geradeaus. Vor ihrem Zimmer verabschiedete er sich kurz und bat sie, sich zum Abendessen im Speisesaal einzufinden.

Jaru und Kina verstanden sein kühles Verhalten nicht. Hatten sie etwas falsch gemacht? Den Nachmittag nutzten sie, um über ihre mögliche Aufgabe zu diskutieren, ohne jedoch zu einem Ergebnis zu kommen. Am Abend suchten sie den Speisesaal auf, wo sie außer den Dienern nieman-

den vorfanden. Der Tisch war jedoch reich gedeckt, und so begannen sie, nachdem sie noch eine Weile vergeblich auf andere gewartet hatten, alleine mit der Mahlzeit. Sie fühlten sich nicht besonders wohl, ahnten, daß sie nicht richtig gehandelt hatten, und tranken daher zum Trost mehrere Kelche Wein.

Als sie am nächsten Morgen mit schwerem Kopf erwachten, spürten sie sogleich, daß sich etwas verändert hatte. Sie suchten nach dem Zeremonienmeister, nach der Dienerschaft, fanden aber niemanden. Das Schloß war, abgesehen von ihnen, menschenleer. Ja, es kam ihnen geradezu so vor, als seien diese Gemäuer bereits vor vielen Jahren endgültig verlassen worden.

Ratlos setzten sie sich auf eine Bank im Garten, der ihnen ebenfalls so erschien, als habe man ihn seit langem nicht mehr betreten, geschweige denn gepflegt.

Auf einmal fühlten beide einen tiefen Schmerz, und eine Sekunde später befanden sie sich außerhalb der Körper. Vor ihnen standen nun wieder die Weisen, die die Herrschaft über ihre Leiber übernommen hatten.

„Was habt Ihr da nur getan? Oder vielmehr: nicht getan?“ jammerte Ruhender Fels. „Wir hatten Euch doch gesagt: Hört auf Euer Herz.“

„Sei nicht so streng mit ihnen, sie waren einfach überfordert“, versuchte Duftende Rose ihn zu besänftigen.

„Was haben wir denn falsch gemacht?“ fragte Jaru verzweifelt. Er und Kina wußten es wirklich nicht.

„Ihr hättet Mitleid haben müssen. Das war Eure einzige Aufgabe, mehr war nicht gefordert. Habt Ihr denn nicht bemerkt, wie sehr der Herr des Hauses litt? Wie sehr er sich quälte, um Euch überhaupt empfangen zu können? Habt Ihr tatsächlich nicht gesehen, gehört, gefühlt?“ Die Stimme von Ruhender Fels, zunächst noch ruhig, wurde heftiger. „Ihr habt es nicht fertiggebracht, Euch nach seinem Befinden zu erkundigen. Ihm zu sagen, daß er Euch leid tut. Ihn zu fragen, ob Ihr ihm helfen könnt.“ Der Alte atmete schwer. „Dabei haben andere versucht, Euch darauf hinzuweisen. Drei Mal. Doch statt Euch mit dem Leiden des Herrn zu befassen, jammert Ihr über Eure eigenen Schmerzen.“

„Aber, weiser Mann,“ versuchte Kina eine Rechtfertigung, „wir haben uns doch immer bemüht zu erkennen, wie unsere Aufgabe lauten möge. Die zwölf Männer, die zwölf Töchter — das stach doch geradezu ins Auge. Woher sollten wir denn wissen, daß nicht darin unsere Lösung zu finden war?“ Sie spürten jedoch, daß die Alten recht hatten.

Entsprechend antwortete der Mann: „Hatten wir etwas von einem Rätsel gesagt? Von einer Aufgabe, die rein intellektuell gelöst werden sollte?“

„Was auch immer Ihr dachtet,“ lenkte seine Frau ein, „letztlich seid Ihr jedenfalls gescheitert. Und damit bleibt Ihr leider — ich wage kaum, es zu sagen — verdammt, für lange, lange Zeit als Geister über die Erde zu streifen.“

„Gibt es denn wirklich keine Rettung?“ schrie Jaru auf. „Wir sehen ja ein, daß wir versagt und Schuld auf uns geladen haben.“

„Und keinesfalls können wir nochmals Euch mit unseren Sorgen belasten und beschweren!“ Kina meinte es ehrlich, vielleicht, weil ein schlechtes Gewissen sie plagte. „Aber wir hoffen, Ihr seid nicht allzu böse auf uns und könnt uns einen Ratschlag erteilen. Und falls nicht — wir verstehen ja Euren Ärger —, dann schlagen wir uns schon alleine durch. Zunächst natürlich — nicht wahr, Jaru? — möchten wir Euch begleiten und helfen, heil zu Eurem Zuhause zu kommen, sofern Ihr von uns nicht die Nase voll habt.“

Nach einer Pause sprach Duftende Rose zu ihrem Mann: „Sind sie nicht süß, die beiden? Erwinnere dich: Waren wir in unseren jungen Jahren nicht ähnlich wie sie?“

Ihre Zärtlichkeit blieb nicht ohne Eindruck auf ihn. „Was soll ich nur machen? Du hast ja recht — wie immer.“ Die aus den Worten klingende Verärgerung war nur gespielt. „Gut, Kina, Jaru, wir wollen Euch unsere Körper erneut zur Verfügung stellen. Und damit es Euch nicht gar so schwer wird, werden wir sie ein wenig — verändern. Denn Ihr habt einen weiten Weg vor Euch — einen längeren als den bisherigen. Eure Aufgabe wird sein, den Schloßherrn zu finden ...“

„... und dann Euer Herz sprechen zu lassen.“

Duftende Rose und Ruhender Fels zogen sich in eine verborgene Ecke des Gartens zurück, wohin Jaru und Kina

ihnen nicht folgten. Dort widmeten sie sich dem Gebet. Nach etwa zwei Stunden kehrten sie zurück. Beide sahen stark verjüngt aus, wie Dreißigjährige, so sehr verändert, daß Kina und Jaru, die schon vieles erlebt hatten, lange staunten.

„Und jetzt: Nehmt unsere Körper wieder in Besitz, und dann findet den richtigen Weg.“

Der Weg

Wieder schlüpfen Kina und Jaru in die Leiber. Diesmal fühlten sie sich ganz anders an, frei von Schmerz und viel beweglicher.

Zunächst durchforsteten sie das Schloß, auf der Suche nach Gegenständen, die für ihre Reise hilfreich sein könnten, wobei sie auf einige edle Tücher und Kleidungsstücke stießen, die sie einpackten. Sie gelangten auch in den Stall, wo sie zwei gesattelte Schimmel fanden. Von solchen Tieren und vom Reiten hatten sie bereits in Büchern gelesen, und so versuchten sie, die Pferde zu besteigen, was nach einigen Versuchen auch gelang. Ausgerüstet mit Nahrung, Kleidung und frischen Körpern, machten sie sich auf den Weg ins Ungewisse. Das Reiten ging dabei erstaunlich gut vonstatten; vielleicht hatten die beiden Alten — konnte man sie so überhaupt noch bezeichnen? — diese Kunst beherrscht.

Auf der Rückseite des Berges führte ein Weg ins Tal, dessen Gefälle den kräftigen Tieren keine großen Schwierigkeiten bereitete. Vor ihnen breitete sich eine fruchtbare Ebene mit Wäldern und Wiesen aus. In der Ferne erblickten sie etwas, das wie menschliche Siedlungen aussah; dorthin

wollten sie zu gelangen suchen. Sie wußten nicht, in welcher Weltgegend sie sich hier befanden; sollte es möglich sein, daß dies hier ein Land war, das die fortgeschrittene Zivilisation übergangen hatte? Vielleicht einer der wenigen Inselstaaten, die nicht dem Weltbund angehörten und sich seit fast zwei Jahrhunderten von diesem abschotteten?

Ihren Schimmeln ließen sie freien Lauf; diese wußten vermutlich, welcher Weg zu nehmen war, um die Dörfer zu erreichen. Und tatsächlich: Die Tiere fanden sich von alleine zurecht, und schon gegen Ende des Tages trafen sie — trotz mehrerer Pausen, die sie einlegten — bei der ersten menschlichen Siedlung ein. Es waren nur wenige Häuser, die sich um einen Platz herum gruppierten. In der Mitte des Platzes wuchs eine alte Linde, ein wenig entfernt davon befand sich ein Brunnen, neben dem zerlumpte Kinder spielten, die, als sie die Pferde und Reiter sahen, erschreckt davonliefen. Bald kamen neugierig einige ärmlich gekleidete Männer und Frauen herbei, die sich jedoch scheu zurückhielten. Aus ihrer Mitte trat schließlich ein kleiner, dicker Mann hervor, der ein wenig besser angezogen war als die anderen und bei dem es sich vermutlich um den Dorfvorsteher handelte. Er näherte sich ihnen vorsichtig, innerlich offensichtlich im Zwiespalt, ob er sich eher würdevoll oder demütig geben sollte.

Erst jetzt wurde Kina und Jaru klar, daß sie mit den edlen Pferden und in ihrer vornehmen Gewandung auf diese armen Menschen wie hohe Herrschaften wirken mußten.

„Saget an,“ sprach Kina, bemüht, sich der Redeweise dieses Landes anzupassen, „kennt Ihr die Bewohner des Schlosses dort in der Ferne, edler Herr?“

Angesichts dieser Anrede wuchs der Dorfvorsteher sichtbar, und seine Brust schwoll an. „Gnädige Herrschaften,“ verkündete er, so laut, daß auch alle anderen mitbekamen, wie er beinahe von gleich zu gleich mit den ehrwürdigen Reitern sprach, „Ihr tatet gut daran, mich zu fragen. Nun ... nun ...“ — er geriet ins Stottern — „niemand hier kennt die Schloßbewohner, denn ... tja ... es gibt keine. Das Schloß steht seit langem schon leer. Vor vielen, vielen Jahren, so sagt man, soll dort ein großer Herr mit seinen Töchtern gelebt haben — es waren zwölf an der Zahl. Doch seitdem er verschwand, wurde das Gebäude nicht mehr bezogen — man munkelte, es solle dort spuken. Ja ... so war das, so ist das.“ Mit diesen weisen Worten schloß er seine Erklärung ab.

Jaru und Kina waren irritiert. Sollten ihnen im Schloß Geister begegnet sein, oder hatten sie eine Vision gehabt?

Jaru versuchte sich zu fassen und ging auf den Vorsteher ein: „So seid bedankt, werter Herr, für Eure erschöpfende Antwort. Eines noch wäre gütig von Euch: Könnet Ihr uns vielleicht freundlicherweise die Auskunft zuteil werden lassen, wo weitere Wegweisung zu finden sei?“ Je geschwollener gesprochen, desto vornehmer mochte es klingen.

Der Anführer der Bauern fühlte sich noch mehr geschmeichelt, stellte sich zwecks Vergrößerung seiner Per-

son auf die Zehenspitzen, wies mit einem Arm in Richtung des hinter ihm liegenden Dorfausgangs, wobei er fast das Gleichgewicht verlor, und tönte dann vollmundig: „Dort reitet entlang, dann gelanget Ihr in unsere Hauptstadt, wo wir Euch jede nur denkbare und erdenkliche Auskunft erteilen können.“ Mit dem „Wir“ meinte er das Volk seines Landes, sozusagen als Erweiterung seiner eigenen Person. „Doch zunächst wäre es mir eine Ehre, wenn Ihr bei mir übernachten wollet. Denn sehet, die Nacht naht mit Windesschritten.“

Es dunkelte tatsächlich schon, und so beschlossen Jaru und Kina, die Einladung anzunehmen.

Der Vorsteher führte sie zu seiner Hütte, die größte am Ort, dort stiegen sie von den Pferden und betraten die Unterkunft, derweil ein Bauer die Tiere versorgte. Zwar waren sie redlich erschöpft von den Anstrengungen des Tages, und ihre Gesäße schmerzten von dem ungewohnten Reiten, dennoch fühlten sie sich weit besser als noch wenige Tage zuvor.

Bei einem anständigen Stück Schinken plauderten sie noch ein wenig mit ihrem Gastgeber, waren jedoch nicht bereit, seine neugierigen Fragen nach ihrer Herkunft und dem Zweck ihrer Reise zu beantworten. Am folgenden Morgen brachen sie frühzeitig auf, und schon gegen Mittag erreichten sie die Hauptstadt. Das war etwas anderes als die Dörfer und Weiler, an denen sie unterwegs vorbeigekommen waren, nicht nur wegen der Ausdehnung der

Stadt — sie benötigten nahezu zwanzig Minuten, um ins Zentrum zu gelangen —, sondern auch wegen der hier meist aus Stein und nicht aus Lehm bestehenden Häuser, die häufig mehrere Stockwerke hoch waren. Dennoch: auch hier lebte man wie im Mittelalter, wenngleich wohlhabender als in den Dörfern.

Der Berater

Unterwegs trafen sie auf einen wohlgenährten, glatzköpfigen Handwerker, der im Freien, vor seinem Haus, an einem Tischchen saß und aus runden Kupferscheiben Teller hämmerte. Sie fragten ihn, an welchen Bürger dieser Stadt sie sich wohl wenden könnten, um Auskunft zur Geschichte dieses Landes zu erhalten. Der Mann blickte sie verschmitzt an, dann verriet er: „Da haltet ihr Euch am besten an den Hauptberater des Obersten Bürgermeisters, der ist alt an Jahren und weiß von vielen zurückliegenden Zeiten. — Wenn Ihr es wünschet, kann ich Euch gerne zu ihm führen.“ Er grinste ölig. „Über ein kleines Bakschisch würde ich armer Mann mich natürlich freuen.“

Jaru und Kina schauten einander an. Gold, Silber oder Geld besaßen sie nicht, wie sie jetzt erschreckt feststellten. Sie durchwühlten ihr Gepäck. Einen abgenutzten Lendenschurz konnten sie ihm sicher nicht als Entgelt für seine Dienste anbieten, vielleicht aber eines der Seidentücher. Tatsächlich, er nahm es gierig an sich, um darauf zu verkünden: „Für heute ist es leider zu spät, er empfängt nur vormittags Ratsuchende. Die vielen Regierungsgeschäfte, müßt Ihr wissen ...“

„Gibt es denn keinerlei Möglichkeit, daß wir dennoch zu ihm gelangen?“ Kinas Stimme klang fast flehentlich.

„Nun, laßt mich überlegen ... Er macht gelegentlich Ausnahmen, in ganz dringenden Fällen. Seine Beratung wird dadurch natürlich ein wenig teurer. Auch ich werde mich dann mehr ins Zeug legen müssen, um ihn zu gewinnen, für Euch ausnahmsweise ... In dieser Zeit werde ich meine wertvolle Arbeit hier liegen lassen müssen ... Ihr müßt mir dann schon ein weiteres Seidentuch geben.“

So trennten sie sich also von einem weiteren Tuch.

Daraufhin bat der Glatzkopf sie, ihnen zu folgen. Nachdem sie einige schmale Gassen durchschritten hatten, kamen sie schließlich auf einen von großen Häusern umstellten Platz. Ihr Führer bat sie, vor dem prachtvollsten der Gebäude zu warten, dann betrat er es. Erst nach einer geraumen Weile kehrte er zurück. Bedauernd zuckte er die Achseln: „Es tut mir furchtbar leid, Euch mitteilen zu müssen, daß wichtige Regierungsgeschäfte den Herrn Berater hindern ... Wenn Ihr Euch freilich überwinden könntet, die Wichtigkeit Eurer eigenen Angelegenheit dadurch zu betonen, daß Ihr das Bakschisch ein wenig aufstocktet, für ihn, natürlich auch für mich, Euren gütigen Vermittler ...“ Er schaute die beiden erwartungsvoll an.

Jaru und Kina hatten das Spiel inzwischen durchschaut. „Es ist zuhöchst bedauerlich, wenn der ‚Herr Berater‘ nicht abkömmlich ist. So mag er seinen Geschäften allhier nachgehen, wir kümmern uns um die unsrigen und suchen

anderswo Auskunft. Gehabt Euch denn wohl.“ Mit diesen Worten bestiegen sie ihre Pferde und taten, als wollten sie davonreiten.

Das hatte der Handwerker nicht erwartet. Er glotzte die beiden überrascht an und fand erst nach einer Weile seine Sprache wieder. „Aber ... Ihr könnt doch jetzt nicht so einfach ... Bitte wartet, ich eile hinein und bin mir sicher, ihn überzeugen zu können, Euch sogleich zu empfangen.“ Offenbar würde er Ärger bekommen, wenn er sie jetzt des Weges ziehen ließe. Und tatsächlich, kurz darauf kam er zurück, geleitete sie mit ihren Pferden durch ein Tor in den Innenhof, wo sie die Tiere stehenließen, und sodann ins Haus. Dort empfing sie ein Diener, der sie in einen reich geschmückten Saal führte. Darin saß — oder vielmehr: lag — auf einem Diwan ein großer, dicker Mann, der sechzig Jahre alt sein mochte. Sein Antlitz zierte ein gezwirbelter Schnauzbart, auf seine Schultern wallten lange, strohblonde Haare, die vermutlich gefärbt und künstlich gelockt waren. Aus seinem fetten Gesicht glitzerte ein Paar kluge Augen. Er blieb auch dann noch liegen, als seine Gäste bereits vor ihm standen, sagte nur, ohne auch nur einen Finger zu bewegen: „Nehmt Platz.“ Da keine Sitzmöbel außer dem Diwan vorhanden waren, den der Berater bereits vollständig belegt, blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich auf den Teppich zu setzen. Der Handwerker ließ sich in einer Ecke des Raumes nieder.

Müde fragte der Vielbeschäftigte: „Was kann ich für Euch tun?“

Jaru antwortete: „Werter Herr, wir haben ein besonderes Anliegen an Euch. Wir ...“

Hier unterbrach ihn der Berater: „Für besondere Anliegen muß ich leider einen höheren Preis berechnen.“

„Und wie hoch wäre dieser ‚höhere Preis‘?“

„Wir können uns über Geld unterhalten, oder ...“ — das Gesicht überzog ein solch breites Grinsen, daß die Augen fast verschwanden — „auch über Schimmel. Zufällig vernahm ich, daß Ihr hübsche Tiere Euer eigen nennt.“

Hier griff Kina ein. „Wenn Ihr solches fordert, edler Herr, werden wir, da die Pferde für unser Vorhaben erforderlich sind, des Weges ziehen müssen, und Ihr werdet niemals erfahren, was wir in dem fern liegenden Schloß erlebt haben, mit dem Hausherrn und seinen zwölf Töchtern.“ Es war ein bloßer Versuch. Wenn er auf diese Ankündigung nicht richtig reagierte, konnte er ohnehin nicht weiterhelfen.

Mit unglaublicher Schnelligkeit setzte der Berater sich aufrecht hin, die Neugierde riß seinen Körper geradezu in die Höhe. Zwar brachte er noch die Selbstbeherrschung auf, seine Frage „Ach, ein Vater mit zwölf Mädchen?“ gleichgültig klingen zu lassen, aber er hatte sich bereits verraten. Sein Gesicht zuckte vor Erwartung der kommenden Eröffnung.

„So, Ihr wißt von ihnen?“ Auch Kinas Stimme klang jetzt gleichgültig.

Der Berater begriff schnell, daß seine Gäste nicht auf den Kopf gefallen waren. Dennoch versuchte er, noch das Beste für sich herauszuschlagen: „Ich kann Euch vieles dazu berichten. Mein Wissen ist mindestens soviel wert wie zwei edle Pferde. Da ich Mitleid mit Euch habe, würde ich mich mit einem Eurer Tiere begnügen. Bedenket, das ist ein großes Entgegenkommen meinerseits.“

Kina blieb hart: „Für Eure Hilfe überlassen wir Euch zwei Seidentücher und einige gute Gewänder — mehr nicht!“

„So wisset: Ich kann Euch in den Turm werfen und Euer ganzes Eigentum beschlagnahmen lassen.“

Jaru erhob sich: „Wenn Ihr dies tut, so werdet Ihr nie mehr etwas aus unserem Munde erfahren.“ Auch Kina stand auf, bereit, das Haus zu verlassen.

Der Berater sah seine Felle schwimmen. „Gemach, Ihr Lieben, meine Freunde, gemach! Ihr habt mich gänzlich mißverstanden. Wie könnt Ihr nur meinen, ich wollte Euch Böses antun. Ihr gefällt mir so gut, daß Ihr bei mir, ohne Gegenleistung, jedwede Hilfe erwarten könnt. Diese Stadt ist seit eh und je Fremden gegenüber voll der Gastfreundschaft.“ Er klatschte in die Hände. Ein Diener erschien, der Berater gab ihm ein Zeichen, und kurz darauf trugen mehrere Männer riesige Sitzkissen herein sowie einen Tisch, auf dem allerlei süße Köstlichkeiten angehäuft waren. Der Berater bat seine Gäste, sich bequem hinzusetzen und beherzt zuzugreifen. Dem Handwerker winkte er, sich zu

entfernen, eine Aufforderung, die dieser zögernd, zunächst erstaunt, dann seine Verärgerung kaum verhehlend, nachkam. Die Diener erhielten den Befehl, nicht zu stören und niemanden, selbst den Herrn Bürgermeister nicht, einzulassen. Der Berater wartete, bis alle Türen verschlossen waren; erst dann wandte er sich wieder seinen Gästen zu.

„Sehr würde es mich erfreuen, wenn Ihr mich bei meinem Namen nenntet. Seit meiner Taufe bin ich Rudolphus geheißen.“

Auch Kina und Jaru nannten ihre Namen.

Gundolf

„Mich deucht,“ nahm Rudolphus die Rede wieder auf, „Ihr wollet die Geschichte erfahren von dem alten Manne mit seinen zwölf Töchtern ... Nun,“ fuhr er fort, nachdem er das Funkeln in den Augen seiner Gäste als Zustimmung gedeutet hatte, „inwieweit diese Erzählung bloße Dichtung sei, inwieweit der Legende ein wahrer Kern inne wohne, wußte bisher kein Mensch. Das gemeine Volk freilich nimmt seit eh jedes Wort davon für bare Münze. Ich selbst — so gesteh ich Euch ganz offen — habe diesen Bericht bislang als Ammenmärchen angesehen. Doch nun muß ich, durch Eure Worte, erkennen, daß mehr dahinter steckt. Nicht verhehle ich, begierig zu sein, von Euren Erlebnissen zu erfahren. Doch zuvörderst will ich berichten, was Volkes Mund von dem Schlosse und seinen Bewohnern erzählt. — So wisset denn, vor langer Zeit, kein Mensch weiß ihre Dauer zu benennen, lebte in dem Schlosse ein Fürst namens Gundolf, ein wohlansehnlicher Mann, entstammend uraltem Geschlechte. Sein Land erstreckte sich so weit, wie das Auge von der Höhe des Schloßberges aus reicht, gar viele Städte und Dörfer nannte er sein eigen. Da seine Eltern früh verstarben, mußte er bereits als Jüngling

das Regierensamt übernehmen. Er war sehr bemüht um das Wohl der Bevölkerung seines Fürstentums, so daß er sich nicht einmal die Zeit nahm, Ausschau zu halten nach einer Braut. Schon weit über vierzig Jahre war Gundolf alt, das Land war befriedet und erblühte in Wohlstand, als ihm durch einen reisenden Sänger Kunde ward von der tugendreichen Tochter des Herrschers eines fern gelegenen Herzogtums. Diese junge Frau, Gudrun geheiß, eine Maid von großer Schönheit, ritt täglich mit ihrer Dienerschaft durch die Lande, um den Armpsten Brot zum Leben zu geben und sonstige Hilfe zuteil werden zu lassen.

Diese Schilderung in Liedesform beeindruckte Gundolf so sehr, daß er beschloß, um die Hand der edlen Jungfrau anzuhalten. So machte er sich mit einem großen Troß auf den Weg und gelangte nach der Überfahrt über das große Wasser und dreimal zwölf Tagesritten zu dem Palast der Eltern der Vielgepriesenen. Er überreichte ihnen große Geschenke und war für lange Wochen ein gerne gesehener Gast. Bei jedem der eigens für ihn veranstalteten Gastmahler — und deren waren es viele — bekam er die hochgewachsene Gudrun zu Gesicht, in die er sich immer mehr verliebte. Ihre fünf hübschen Schwestern hingegen, die gleichfalls an den Tischgesellschaften teilnahmen, vermochten kaum mehr als Sympathie in ihm zu erwecken. Schließlich wagte er, bei den Eltern um Gudruns Hand anzuhalten, und sie schienen beide darob höchlich erfreut zu sein. Der Vater verriet ihm, daß auch sie ihm gewogen

sei, erst recht, seit sie erfahren habe, wie sehr er, Gundolf, um das Wohl der Bevölkerung seines Landes besorgt sei.

Gundolf war überglücklich. Doch eine Frage entglitt seinem Munde: ‚Mich wundert,‘ sprach er sinnend, ‚daß kein anderer um Gudrun warb, keiner der Söhne der umliegenden Reiche, und ich, ein doch schon reiferer Mann, allsogleich Eure Zustimmung erhielt.‘

Die Eltern schlugen die Augen nieder, und es dauerte eine geraume Zeit, ehe der Vater zu sprechen anhub: ‚So wisset, teurer Freund, daß ein Fluch meiner Familie anhaftet — ein Fluch, den ich auf mich geladen durch unbedachtes Verhalten. Als ich selbst ein Jüngling noch war und die Welt durchritt, um die Menschen kennenzulernen, kam einstmals ich, auf der Suche nach einer Bleibe für die Nacht, denn die Sonne hatte sich bereits dem Untergange zugeneigt, zu einem einsam gelegenen Gehöft. Ein altes Bauernpaar lebte dortselbst mit drei Töchtern und einigen Mägden. Ich frug, wo denn die Söhne des Hauses sich aufhielten, ob sie noch das Feld bestellten. Ei, meinte der Vater da, Söhne habe ich keine, meine fleißigen Töchter besorgen die Arbeit von Kindesbeinen an. Ich konnte es nicht glauben, daß dies beschwerliche Geschäft allein von Frauenzimmern verrichtet ward, dachte vielmehr, er wolle mir einen Bären aufbinden, und lachte daher aus vollem Halse. Dies schien den Bauern zu verärgern, und er frug mich, ob ich den Mädchen denn nicht zutraue,

alleine den Hof zu führen. Immer noch an einen Spaß glaubend, rief ich laut, Frauen seien eine angenehme Erfindung Gottes, zum Ergötzen des Mannes und zur Fortsetzung der Familie unentbehrlich, aber für wackere Arbeit doch freilich nicht zu gebrauchen; dies gab ich jedoch nur im Scherze von mir, innerlich keineswegs dergestalt denkend. Der Mann erzürnte, warf mich aus dem Hause und fluchte mir hinterher, ich würde nur Töchter zeugen, da könne ich ja lernen, ob sie etwas wert seien oder nicht. Und auch alle meine Enkel würden Mädchen sein, auf daß ich mich darauf besänne, wie schön es sei, weibliche Nachkommen zu bekommen. Die böse Zunge der Mitmenschen freilich würde ich zu ertragen und erdulden haben. — Und so geschah es denn, sechs Töchter hat meine Gattin mir geschenkt, hingegen keinen Sohn. Bald wurde — auf welche Weise auch immer, vermutlich aufgrund des Geredes der Dienerschaft — der Fluch bekannt. Alle sechs Töchter sind nunmehr in ein heiratsfähiges Alter gekommen, alle sind ausgestattet mit Schönheit, alle haben Anspruch auf reiche Mitgift, dennoch finden sich keine Bewerber ein. Und da kommt Ihr, dessen Ruf bis in unsere Lande gedrungen ist, und begehret meine Lieblingstochter zur Gemahlin. Ihr könnet ihr ein Leben bieten, wie ich es ihr nur in meinen kühnsten Träumen wünschen konnte. Jetzt wisset Ihr die ganze Geschichte. Ich hoffe, dies wird Euch nun nicht bewegen, Abstand zu nehmen von Euren Plänen.' Derart sprach Gudruns Vater.

Gundolf besann sich keinen Augenblick, sondern erwiderte seinerseits: ‚Seid beruhiget und versichert: Dieser ›Fluch‹ kümmert mich nicht im geringsten. Es komme, wie es kommen mag; ob meine zukünftige Frau mir nun Söhne oder Töchter schenkt, ist mir gleich. Ist denn ein Mensch mehr oder weniger wert als ein anderer? Mögen auch manche Bewohner meines Reiches nicht derselben Meinung sein, so machet mich dies zwar traurig, aber nur um ihretwillen, weil sie das Menschentum nicht begriffen haben.‘ Sprachs, verneigte sich vor seinen zukünftigen Schwiegereltern und zog sich in seine Gemächer zurück.

Nach nur wenigen Monaten wurde eine großartige Hochzeit gefeiert. Im Abstand von jeweils einem Jahr gebar Gudrun zwölf Kinder, alles Mädchen. Vater und Mutter liebten jede von ihnen gar sehr.

An dem Tag, als das jüngste Kind sein sechstes Lebensjahr vollendete, fielen Horden von Barbaren in das Land Gundolfs ein, zerstörten Gehöfte, Dörfer, Städte, brandschatzen und mordeten überall. Der Fürst sah sich genötigt, in aller Eile ein Heer zusammenzustellen, um die Bevölkerung zu schützen und die Barbaren zu vertreiben. Doch ehe er selbst aufbrechen konnte, um an der Spitze seiner Mannen den Feinden entgegenzutreten, überfielen diese sein Schloß. Zwar konnte er sich mit seiner Familie und den meisten seiner Leute in den Turm retten, doch einer der von den Angreifern abgeschossenen Pfeile flog durch das Fenster und traf Gudruns Hals. Ehe sie starb, konnte sie Gundolf

noch durch Gesten zu verstehen geben, wie sehr sie ihn und die Töchter liebe. Dann schloß sie ihre Augen für immer.

Gundolf litt furchtbar unter dem Verlust seiner geliebten Gemahlin. Rasend vor Schmerz und Wut, griff er sein Schwert, eilte ins Freie und richtete, wie von übermenschlichen Kräften ergriffen, unter den Feinden ein furchtbares Blutbad an. Dabei wurde er jedoch schwer verletzt, und sicher hätte er, geschwächt zurückwankend, sein Leben gelassen, wenn nicht gerade zu diesem Zeitpunkt Hilfe aus der Nachbarschaft herbeigeeilt wäre und die Barbaren in die Flucht geschlagen hätte.

Gundolfs Wunden heilten nur allmählich. Am liebsten wäre er aufs Schlachtfeld geritten, den anderen im Kampfe beizustehen, doch er brachte die Kraft hierzu nicht auf. Als er nach Wochen endlich das Bett verlassen konnte, wenn auch nur für wenige Schritte, waren die Feinde — mit Unterstützung benachbarter Fürstentümer — bereits aus dem Lande vertrieben.

Tief trauerte Gundolf um Gudrun. Er konnte ihren Tod nicht verwinden; vielleicht war dies der Grund, weshalb seine Wunde nicht endgültig verheilte und ihm schwer zu schaffen machte. Innerhalb weniger Monate alterte er um Jahre.

Da überfielen erneut Reiterhorden das Land. Ehe sich Gegenwehr erheben konnte, hatten sie bereits die Mitte des Fürstentums erreicht. Diesmal ging es noch schlimmer aus für Gundolf und die Seinen: Zwar konnten sie sich

erneut in den Turm retten, doch die Barbaren setzten ihn in Brand, und die ganze Familie einschließlich der Dienerschaft soll darin verbrannt sein. Ehe das Feuer in den oberen Geschossen loderte, erzählt man sich, habe Gundolf seine zwölf Töchter um sich geschart und aus dem Fenster gerufen, er sei dankbar für dieses glückliche Ende; doch wenn Gott es gestatte, würden er und seine Kinder im Falle, daß jemand sie hier an diesem Ort um Beistand anginge, dem Bedürftigen erscheinen und — so er sich als würdig erweise — alle erforderliche Hilfe zukommen lassen. Dabei blickten er und die Seinen gen Himmel, als erführen sie soeben eine Vision. Kurz darauf schlugen die Flammen über ihnen zusammen. —

Seither hört man immer wieder Berichte von Menschen, die Gundolf und seine Töchter mitsamt Dienerschaft gesehen haben wollen und denen geholfen worden sein soll. Ich habe diesen Berichten immer sehr skeptisch gegenübergestanden, überhaupt schien mir die ganze Sache mehr erfunden als wahr. Denn die Verbreiter dieser Geschichte und der Hilfeberichte kamen bisher aus dem einfachen Volk. Ihr aber seid Personen edler Abkunft, und ich erkenne wohl, daß man Euch so leicht nicht ... äh ... täuschen kann.“ Der Erzähler blickte in die Ecke, in der zuvor der Handwerker gesessen hatte, als wolle er ihn nachträglich des unehrenhaften Verhaltens bezichtigen. „Nun, da ich meinen Teil berichtet, bitte ich Euch, mir kundzutun, was Ihr auf dem Schlosse erlebt.“

Wohlstand

Jaru und Kina erzählten ausführlich, was sie in dem Schloß gesehen und gehört hatten, verschwiegen dabei aber, in welcher Weise sie sich falsch verhalten hatten, und behielten auch die gesamte Vorgeschichte für sich; sie erwähnten lediglich, sie seien aus fernen Landen angereist, um eine für sie wichtige Aufgabe zu lösen. Erforderlich sei hierbei auch gewesen, die Reise fast mittellos anzutreten. Damit sagten sie zwar etwas Wahres, wollten aber zugleich den unzutreffenden Eindruck erwecken, sie seien ein reiches Herrscherpaar; denn ihr Ziel, glaubten sie, könnten sie am ehesten erreichen, wenn man sie nicht für arme Schlucker hielte, sondern für vermögend und einflußreich.

„Unsere Aufgabe“, beschloß Jaru den Bericht, „nötigt uns, den Fürsten nochmals aufzusuchen. Doch er hat sein Schloß verlassen; wir müssen herausfinden, wo wir ihm erneut begegnen können.“

„Schwer scheint die Aufgabe, die Euch da angelastet ist“, sprach Rudolphus bedächtig, indem er sich den Bart kraulte. „Wahrhaftiglich, ein mühsam Unterfangen. Doch denk ich schon, daß Euch zu helfen sei.“ Er schwieg und schien weiter zu sinnen.

Kina konnte schließlich nicht mehr an sich halten: „So saget an, welchen Weg Ihr sehet!“

„Nun ...“, zögerte er, „mich deucht, am besten wär, des Fürsten and're Schlösser beobachten zu lassen ...“

„Schlösser, saget Ihr?“ staunte Jaru.

„Der Ausdruck war ein wenig überzogen. Eher sind's kleine Burgen. In ihnen hat Herr Gundolf wohl genächtigt, wenn er durchreist das Land, zu sehen, wie es seinem Volk ergehe. — So will denn Männer ich senden zu jenen Burgen, sie im Aug zu behalten und unverzüglich uns zu unterrichten, sobald des Fürsten und seiner zwölf Maiden gewahr sie geworden. Derweil lad ich Euch ein, zu sein meine Gäste, solange bis die Sache gekrönt sei von Erfolg.“

Dankend nahmen Jaru und Kina die Einladung an. Sie sahen ein, daß sie gegenwärtig nichts Besseres unternehmen könnten. So bezogen sie die ihnen in einem Nebenhause zugewiesenen Gemächer und bekamen einen Koch, einen Stallburschen sowie weitere Dienerschaft zur Verfügung gestellt. Ihnen war klar, daß Rudolphus nicht uneigennützig handelte.

Schon in den kommenden Tagen wurde ihnen deutlich, welchen Nutzen der Berater aus ihrer Anwesenheit zog. In der Stadt sprach sich schnell herum, daß fremde Edelleute Rudolphus' Gäste waren — Edelleute, die dem Fürsten Gundolf und seinen Töchtern begegnet seien! Der Fürst, so lauteten nach kürzester Frist die Gerüchte, habe ihnen

eine Fülle von Geheimnissen anvertraut, die Menschen zu heilen und von allerlei Ungemach zu befreien, ja er habe ihnen die Zukunft des Landes prophezeit. Und die beiden Fremden hätten ihrem Freund Rudolphus alles offenbart. Fortan erhielt dieser einen täglich zunehmenden Zulauf Hilfe- und Ratsuchender — denn die Fremden direkt anzusprechen, scheuten die meisten sich — und die Beratungen ließ Rudolphus sich teuer bezahlen.

Als Jaru ihn auf diese seltsamen Geschichten ansprach, die ihm zu Ohren gekommen seien, blinzelte der Berater unschuldig mit den Augen und erwiderte, er könne nichts dafür, wenn das Volk Märchen erfinde und leichtgläubig sei.

Kina und Jaru wurden von der Dienerschaft verwöhnt, von der Bevölkerung geehrt, und sie waren allgemein beliebt, zumal sie sich gegen jedermann freundlich und zuvorkommend verhielten. Man schätzte sie fast wie Heilige ein, denn seit ihrer Anwesenheit in der Stadt wurden immer mehr Menschen wie durch Wunder von ihren Krankheiten geheilt. Es war wie so oft in der Menschheitsgeschichte: Der Glaube versetzte Berge.

Sie fühlten sich wohl in der Hauptstadt. Man lud sie oft zu Festen und Feiern ein, und sie fanden allmählich immer mehr Freunde, die sie dann auch baten, ihre Erlebnisse mit der Fürsten-Familie zu erzählen. So vergingen Wochen und Monate. Gelegentlich plagte sie ein schlechtes Gewissen, weil sie so träge geworden waren und sich nicht weiter

um die Lösung ihrer Aufgabe bemühten. Dann trösteten sie sich damit, daß man die Burgen Gundolfs beobachte und sie von sich aus ohnehin nichts Sinnvolles in dieser Angelegenheit unternehmen könnten. Zwar waren sie nur Gäste in ihren Körpern, aber auf einen Monat mehr oder weniger käme es wohl kaum an, zumal die Körper ihrer Gastgeber so jung waren, daß diese gegen eine längere „Leihfrist“ sicher nichts einzuwenden hätten.

Aus Monaten wurden Jahre. Kina und Jaru genossen ihr Leben, ihr Ansehen. Sie waren so klug, darauf zu achten, daß Rudolphus nicht eifersüchtig werde. Deshalb verwiesen sie die Ratsuchenden immer an ihn, damit ihm stets eingedenk bleibe, wie sehr er von ihnen profitiere. Und der Berater wußte ihr Verhalten zu schätzen und das Ansehen seiner Gäste zu steigern, zu seinem eigenen Nutzen.

Nach vier Jahren starb er unerwartet. Kurz darauf fiel die Pest in das Land ein. Die Hälfte der Bevölkerung ging daran innerhalb weniger Wochen zugrunde. Kina und Jaru wurden um Hilfe angegangen, sie erteilten auch Ratschläge, wie man sich vor Ansteckung schützen könne, doch angesichts der schlechten hygienischen Verhältnisse nützte dies wenig. Innerhalb kürzester Frist verloren sie ihren heiligmäßigen Ruf und galten bald als Scharlatane. In einer mondlosen Nacht flohen sie aus der Stadt; sie trugen bei sich nichts weiter als die Gewänder auf ihrem Leib, nicht einmal ihre Pferde hatten sie mitnehmen können.

Zu Beginn der Morgendämmerung erreichten sie einen Wald; sie kamen jedoch bald vom Weg ab und stolperten zwischen den Bäumen umher. Da sie erschöpft waren, legten sie sich auf einer Lichtung ins Gras und schliefen ein.

Der Meister

Gegen Mittag erwachten sie. Wohin jetzt sich wenden? Sie waren gänzlich ratlos. Wie sie so dasaßen und gemeinsam überlegten, wurde ihnen allmählich klar, daß sie Jahre ihres Lebens einfach verschwendet hatten. Zwar hatte so mancher durch den Glauben an sie verbesserte Lebensverhältnisse erworben. Aber was hatten sie selbst getan? Nichts, nur auf ihrer faulen Haut gelegen. Und ihre eigentliche Aufgabe hatten sie fast vergessen. Doch jetzt lange über die Vergangenheit zu klagen, brachte sie auch nicht weiter.

Sie brachen auf, erquickten sich unterwegs an einem Bach, aßen wilde Beeren und bemühten sich, einen Weg hinaus aus dem Dickicht zu finden. So irrten sie zwölf Tage lang durch den Wald, wobei sie versuchten, sich am Stand der Sonne und der Gestirne zu orientieren. Schließlich kamen sie gegen Abend an einen breiten Fluß. Inmitten des Stroms sahen sie eine langgestreckte Insel, über deren Mitte die soeben untergehende Sonne stand. Sie nahmen dies als Zeichen, daß sie sich dorthin begeben sollten. Da der Fluß sich hier anscheinend nur träge bewegte und Jaru keine schnelle Strömung vermutete, wagten sie, ins Wasser

zu steigen, um hinüber zu schwimmen. Tatsächlich aber wurden sie ein gutes Stück abgetrieben und schafften es gerade noch, das Ende der Insel zu erreichen.

Als sie sich von ihrer Erschöpfung ein wenig erholt hatten, suchten sie sich — die Sonne war bereits untergegangen — in der Nähe ein weiches Plätzchen und schiefen bald ein.

Im Traum erschien beiden ein Flötenspieler, der tanzend vor ihnen her ging und dem sie willig folgten, er durchquerte einen Obstgarten, dann umrundete er einen Baum, nicht höher als die anderen, aber mit einem mächtigen Stamm.

Nach ihrem Erwachen am Morgen durchforschten sie die Insel. Zu ihrem Erstaunen entdeckten sie in ihrer Mitte einen großen Obstgarten, in dessen Zentrum sie schon aus einiger Entfernung einen Baum von der Höhe einer Buche entdeckten, jedoch mit einem ungewöhnlich breiten Stamm. Beide erzählten einander von ihrem Traum. Dies konnte doch nur bedeuten, daß der Baum einen Hinweis für sie enthielt.

An den Baumstamm angelehnt fanden sie eine hohe Leiter. Sie blickten sich an: Sollte die Insel etwa bewohnt sein? Neugierig stiegen sie hinauf. Oben fanden sie eine höhlenartige Öffnung im Stamm, die sie von unten wegen der dichten Krone nicht gesehen hatten und deren Breite, Höhe und Tiefe je etwa zwei Meter betrug. Gelegenheit, sich Gedanken über die Entstehung dieser Aushöhlung zu

machen, hatten sie jetzt keine, denn: in ihrer Mitte saß auf einer Holzbank ein Mensch, ein alter Mann mit langem Haupthaar und einem Vollbart, der bis zu seinen Füßen reichte. Der Alte lächelte ihnen zu, als sei er nicht im mindesten von ihrer Ankunft überrascht, und deutete auf die Plätze rechts und links neben sich. Sie kamen dieser stummen Aufforderung nach und setzten sich auf die Bank. Von hier aus sahen sie kaum mehr als die Zweige und Blätter des Baums und das Blau des durchschimmernden Himmels.

Der Alte schloß seine Augen und schien sich in Selbstversenkung zu üben. Jaru und Kina wagten nicht, ihn darin zu stören. So saßen sie, ebenfalls schweigend, neben ihm und hingen ihren Gedanken nach. Es war nicht einfach für sie, sich längere Zeit nicht zu bewegen und kein Wort zu sprechen.

Als die Sonne im Zenit stand, erhob der Mann sich, der, wie sie jetzt erst feststellten, lediglich mit einem löchrigen Umhang bekleidet war, und gab ihnen Zeichen, ihm zu folgen. Alle drei stiegen die Leiter hinunter. Der Alte durchstreifte das Gelände und pflückte verschiedene Früchte von den Bäumen, die er seinen Besuchern reichte. Anschließend führte er sie zu einem steinernen Tisch, auf dem ein Topf stand, aus dem er kalte Pilzsuppe in hölzerne Teller schüttete. Er blickte zum Himmel, dann begann er zu essen. Seine Gäste deuteten dies als Signal, ebenfalls zulan- gen zu dürfen, sie schlürften daher wie der Alte die Suppe

aus den Tellern, die sie, wie er, an ihren Mund hielten, und bissen in saftige Früchte, die sie zwar nicht kannten, die ihnen aber vorzüglich mundeten.

Nach dem Essen legte ihr Gastgeber sich einfach zu Boden, und kurz darauf ertönte ein leises Schnarchen. Kina und Jaru, gewillt, es ihm nachzutun, machten es sich ebenfalls im Gras bequem. Nach kurzem Schlaf stand der Alte auf, weckte seine neuen Zöglinge, indem er sie sanft anrührte, stieg wieder zur Baumhöhle hinauf, und kurze Zeit darauf saßen die drei erneut auf der Holzbank. Auch Jaru und Kina hielten jetzt die Augen geschlossen, sie lauschten der Stille hier oben, die nur dann und wann durch das Säuseln des Windes in den Blättern oder durch Vogelgesang unterbrochen wurde.

Am Abend gab es wieder eine Mahlzeit aus Früchten und Pilzen, diesmal bereichert mit Nüssen, anschließend führte der Alte sie in eine Erdhöhle, wo sie auf Stroh die Nacht verbrachten. Jetzt erst wurde den beiden klar, daß sie, seit sie den Alten gefunden, ebenso wie dieser kein einziges Wort gesprochen hatten. Dies nahmen sie als Botschaft von einer ihnen unbekanntem Macht, sie sollten sich weiterhin so verhalten, und so beschlossen sie, auch in Zukunft zu schweigen, so lange, bis sie ein anderes Zeichen erhielten.

Die nächsten Tage verliefen wie dieser erste Tag auf der Insel. Vormittags und nachmittags saßen sie mit dem Alten stundenlang in der Baumhöhle, lauschten der Stille, wurden

vertraut mit dem Schweigen, und legten ihre innere Unruhe, von der sie bisher noch nicht einmal etwas geahnt hatten und die ihnen in der ersten Woche besonders bewußt wurde, allmählich ab. Mit der Zeit blieben auch die Gedanken aus, sogar die Bilder verstummten, und sie erfüllten, genossen einfach den zeitlosen inneren Frieden, in dem sich ihnen manches offenbarte, was sich kaum in Worten, in Sprache ausdrücken läßt.

So vergingen Wochen, Monate. Ihre einst so schöne Kleidung wurde blaß, löchrig. Ihre Haare wuchsen, Jarus Bart hing ihm bald bis auf die Brust. Der Winter kam, sie froren oft, aber sie ertrugen es. Ihre Kost wurde karger, bestand aus getrockneten Früchten und Nüssen. Doch der Frühling kehrte wieder, der Sommer, das leichtere Leben.

Jahr um Jahr verging. Sie vergaßen, wie sich ihre Stimmen anhörten, aber sie hatten gelernt, dieses einfache Leben ohne Sprache zu führen.

An einem warmen Sommermorgen stand der Alte, den sie selbstverständlich als ihren Lehrer und Meister ansahen, vom Schlaf auf, räkelte sich, nahm ein Bad im Fluß, während sie das Frühstück bereiteten, dann stellte er sich vor sie hin, öffnete seinen Mund und sprach so selbstverständlich, als unterhielte er sich täglich mit ihnen: „Eure Zeit ist gekommen. Ihr müßt mich jetzt verlassen.“

Kina und Jaru schauten sich bestürzt an.

„Ihr habt erfahren, was die meisten auf Erden nicht kennenlernen. Doch Ihr seid nicht auf der Welt, um Euch

von ihr abzusondern. Das ist einigen wenigen vorbehalten — Euch nicht. Ihr wurdet nicht hergesandt, auf daß Ihr Hölle und Himmel in ihren Tiefen durchmisset — vielleicht irgendwann einmal.“ Tränen traten in seine Augen. „Geht jetzt. Bitte. Und wendet Euch nicht mehr um.“ Er reichte ihnen noch Gewänder, die er verborgen aufbewahrt hatte, sowie einen Beutel mit Speisen und verschiedenen Utensilien. Dann bestieg er wieder die Leiter und verschwand in der Baumhöhle.

Jaru und Kina waren ganz verwirrt. Es kam alles so plötzlich. Sie hatten sich an dieses friedliche Leben gewöhnt und insgeheim wohl gedacht, es ginge immer so weiter.

Mit ihrem wenigen Gepäck schwammen sie, was sie große Mühe kostete, ans Festland. Dort schnitten sie sich mit einem in dem Beutel gefundenen Messer die Haare, Jaru rasierte sich, dann zogen sie die — wenn auch nasse — Kleidung an.

Weite Reise

Wieder mußten sie lange Zeit wandern. Zum Glück begegneten sie immer Menschen, die ihnen zu essen gaben und sie für eine Nacht in ihrem Haus oder ihrer Hütte schlafen ließen.

Eines abends nun, als sie auf ihrer ziellosen Wanderung eine ihnen noch nicht bekannte Stadt betreten wollten, sahen sie neben dem Stadttor eine erbärmlich aussehende Gestalt hocken, einen abgemagerten, halbnackten Mann, etwa um die sechzig, der den Vorbeigehenden bettelnd die Hände entgegenstreckte. Er fröstelte und wirkte krank, seine Augen blickten unruhig und fiebrig umher. Jaru und Kina hatten sich auf ihrem langen Weg bei Gelegenheitsarbeiten inzwischen den einen und anderen Taler verdient; es war keine große Summe, aber immerhin langte sie, ab und zu in einer anständigen Herberge nächtigen zu können und nicht immer nur in Heuschobern, auf den Dielenböden mildtätiger Bauern oder gar im Freien übernachten zu müssen. Auch für die kommende Nacht hatten sie sich vorgenommen, sich in der Stadt ein einigermaßen sauberes Zimmer mit einem nicht zu harten Bett zu gönnen. Sie sahen einander in die Augen und kamen wortlos überein,

stattdessen dem Bettler zu helfen. So griffen sie ihm unter die Arme, hoben ihn hoch — was er sich ohne große Gegenwehr gefallen ließ, vielleicht war er auch zu geschwächt dazu —, Jaru lud ihn sich auf seine Schultern, und so trugen sie ihn zu der nächsten Herberge, die von außen einen guten Eindruck auf sie machte. Dort mieteten sie für eine Woche ein Zimmer samt Verpflegung an — soviel Geld stand ihnen immerhin zur Verfügung — und ließen den Kranken dort unterbringen. Dann suchten sie einen Arzt auf, der nicht den Eindruck eines Scharlatans auf sie machte, und gaben ihm ihren letzten Taler, auf daß er sich den Alten anschau und ihm zu helfen versuche. Der Mediziner verlangte zunächst mehr, schien aber ein gutes Herz zu haben und gab sich mit dem empfangenen Honorar schließlich zufrieden. Er untersuchte den Kranken im Herbergszimmer, entfernte sich sodann und ließ durch seinen Sohn, einen hell dreinblickenden Knaben, ein Pulver überbringen, das dem Manne täglich zu verabreichen sei.

Jaru und Kina hatten das Glück, noch vor Anbruch der Dunkelheit bei einem rußgeschwärtzten Köhler im Walde Unterkunft zu finden. Er beköstigte sie auch, erklärte sich sogar bereit, dies in den folgenden Tagen ebenso zu tun, so sie ihm denn in dieser Zeit Dienste leisteten. Damit waren sie sofort einverstanden. Fortan nun sammelten sie für den Kohlenmacher im Walde abgebrochene Äste, und zweimal täglich eilten sie in die Stadt, den kranken Mann

zu versorgen, vor allem ihm zu essen und zu trinken und die Medizin zu geben. Abends waren sie todmüde.

Nach Ablauf einer Woche war der Mann, wohl nicht zuletzt dank der Mahlzeiten, soweit gekräftigt, daß er sein Bett verlassen und sogar ein wenig gehen konnte. In der Stadt fanden sie in einem Kloster eine Arbeitsstelle für ihn, denn die Mönche brauchten eine Hilfskraft für die Küche, nachdem der vorherige Helfer wenige Tage zuvor im Zustand der Trunkenheit von einer hohen Mauer, auf der er hatte balancieren wollen, gefallen war und sich das Genick gebrochen hatte. Der Alte würde für seine Arbeit nur geringen Lohn erhalten, dafür aber dauerhaft Unterkunft und Verpflegung. Zwar noch nicht ganz bei Kräften, war er überglücklich, sich versorgt zu wissen. Aus einer Gewandtasche zog er ein Lederbeutelchen und fingerte daraus etwas Kleines hervor, das er Kina in die Hand drückte. „Nehmt,“ sprach er, „dies gab mir, kurz bevor Ihr in dieser Stadt anlangtet, ein edler Mann, ein Fürst gar schien er mir zu sein, das erkannte ich trotz des Fiebers. Ich hielt es für einen Glücksbringer, und siehe, Ihr beide erschienenet, halfet mir und brachtet mir Glück.“

Jaru und Kina blickten einander erstaunt in die Augen, dann schauten sie auf den kleinen Gegenstand: Ein flacher Kiesel, auf der einen Seite zwölf Sterne eingeritzt, auf der anderen in lateinischen Buchstaben das ihnen unbekannte Wort „**TASARIC**“.

Sie steckten den Stein ein, der ihnen bedeutungsvoll für ihr weiteres Schicksal erschien und ihnen vielleicht

Wegweiser sein sollte, verabschiedeten sich herzlich von dem gesunden Mann und begannen, ihre Wanderung fortzusetzen.

Wochen darauf wurden sie Zeugen eines Vorfalls, der sie tief erschreckte. Eine Reitergruppe, anscheinend einige Soldaten mit ihrem Hauptmann, versperrte einer reisenden Familie den Weg. Lautstark verlangte der Anführer von dem älteren, bebarteten Familienvater die Entrichtung von Zoll, sonst dürften sie nicht weiterreisen. Die junge Mutter, die mit einem Baby im Arm auf einem Esel saß, schaute ängstlich zu ihrem Mann hin. Dieser jammerte und versuchte, sich zu wehren; sie seien doch gänzlich mittellos und hätten keine einzige Münze bei sich. Da befahl der Hauptmann, den Esel zu konfiszieren. Jetzt verfiel der Vater in wehklagendes Geschrei und begann, die ungerechten Soldaten zu beschimpfen. Daraufhin schlug ihn der Reiter mehrmals mit seiner Peitsche, so daß der Arme zu Boden ging. „Nehmt sie fest und werft sie für einen Monat ins Gefängnis“, befahl der Anführer seinen Begleitern, die sogleich die Frau vom Esel zerzten und das Paar vor sich her zur nahen Stadt trieben. Kina und Jaru hätten gerne geholfen, sie mußten aber einsehen, daß sie nichts hätten ausrichten können. Doch da rief der Hauptmann, anscheinend ein Sadist: „Nehmt der Frau das Kind weg und werft es dort in die Felsen.“ Schreiend wehrte sich die Frau gegen die Soldaten, die ihr das Bündel aus den Armen reißen wollten und die, sie im Kreis umstehend und abwechselnd

danach haschend, sich einen Spaß aus der Quälerei machten. Kina reagierte schnell: Sie trat auf den Hauptmann zu und sprach scheinbar begierig zu ihm: „Herr, schenkt mir dieses Kind, ich habe mir immer schon eines gewünscht.“ Dieser erkannte, daß er die Mutter damit vielleicht noch mehr quälen könne, und sagte sofort zu. Kina lief zu der jungen Mutter hin und flüsterte ihr zu, was keiner der Soldaten mitbekam: „Überlaßt mir das Kind, wir pflegen es und geben es Euch wieder, sobald Ihr wieder frei seid. Vertraut mir, bei Gott. Doch jetzt tut, als würdet Ihr Euch heftig wehren.“ Die junge Mutter stutzte einen Moment, dann faßte sie Vertrauen zu Kina, tat, als wehre sie sich heftig dagegen, daß ihr das Baby abgenommen werden solle, beide Frauen schrieten und heulten im scheinbaren Kampf, die Soldaten grölten ob des Schauspiels, schließlich hielt Kina das unversehrte, wenn auch weinende Kind im Arm, und die Soldaten zogen mit den Gefangenen ab.

Jaru und Kina, die inzwischen wieder ein wenig Geld verdient hatten, bezogen ein kleines Zimmer in einer Herberge der Stadt. Sie wickelten das Kind aus den Tüchern: Es war ein Junge, nur wenige Tage alt. Kina fragte sich, wie sie das Kind ernähren sollten, doch siehe, da fühlte sie, wie ihr Milch in die Brüste schoß, und sie legte den Knaben an und stillte ihn fortan. In diesen Tagen fühlten sie sich wie eine Familie.

Täglich schlichen sie zu der Rückseite des Gefängnisses und verständigten sich heimlich durch ein vergittertes

Fenster mit dem eingesperrten Elternpaar, steckten ihnen hier und da ein Stück Brot zu und trösteten sie vor allen Dingen mit der Versicherung, es gehe ihrem Sohn gut.

Als man die Gefangenen nach fünf Wochen endlich freiließ, wobei Esel und Gepäck beschlagnahmt blieben, nahm man ihnen auch noch ihre Oberbekleidung ab, so daß sie sich schämten, über die Straße zu gehen. Jaru und Kina gaben ihnen ihre Gewänder, die sie vor nicht allzu langer Zeit erworben hatten, und zogen sich die stark verschlissene, alte Kleidung an, die sich noch in ihrem Gepäck befand. Das Paar, unendlich glücklich darüber, wieder mit dem Sohn vereint zu sein, zog, nachdem es eine Nacht ohne Wissen des Hauswirts mit in dem kleinen Zimmer verbracht hatte, am nächsten Tag unter Dankbarkeitsbekundungen und Segenswünschen weiter. Auch Kina und Jaru setzten ihre unterbrochene Wanderung fort.

Die Oase

In den folgenden Wochen und Monaten mußten sie manches Ungemach erleiden. Sie durchzogen eine kargere Landschaft, wo die Menschen unfreundlicher und verschlossener waren und ihnen oft genug die Türe wiesen, ihnen weder Arbeit noch Speise noch Unterkunft anboten.

Nach einiger Zeit gelangten sie zu einem Wüstengebiet. In einer Stadt am Rande der sandigen Ebene schlossen sie sich einer Karawane an. Sie hatten gehört, inmitten der Wüste befinde sich eine Oase, die „Zu den zwölf Sternen“ genannt werde. Dieser Name schien ihnen ein Weiterkommen auf ihrer Suche zu verheißen.

Die Wüstenwanderung gestaltete sich mühseliger, als sie es erwartet hatten, denn die Hitze machte ihnen sehr zu schaffen. Kurz vor der Oase überfielen Räuber die Karawane, töteten oder verwundeten die meisten der Reisenden und ließen sie hilflos im Staub liegen, während sie sich mit der Beute, zu der auch die Reit- und Lasttiere gehörten, entfernten.

Jaru und Kina zählten zu den Überlebenden, hatten jedoch mehrere Stichwunden davongetragen; zum Glück waren keine lebenswichtigen Organe getroffen. Beide erlitten

große Blutverluste. Sie wären mit Sicherheit daran oder an Wassermangel gestorben, wäre nicht zufällig eine andere Karawane vorbeigezogen. Man begrub eilends die Toten, versorgte die Verletzten notdürftig und brachte sie in die nahe Oase. Dort verteilte man sie auf die Bevölkerung, Jaru und Kina kamen bei einem alten Ehepaar unter, das sich liebevoll um sie kümmerte. Kina war bald wieder bei Kräften, doch Jaru litt wochenlang unter Wundfieber und wäre beinahe gestorben. Kina tat alles in ihrer Macht liegende, damit er überlebe, saß Tag und Nacht an seinem Lager und sprach zu ihm, obwohl er die meiste Zeit über nicht bei Bewußtsein war. Endlich, nach langem Bangen, gesundete auch er.

Beide wußten nicht, wie sie dem alten Paar danken sollten. Sie besaßen kein nennenswertes Eigentum und boten ihnen daher ihre Arbeitskraft an, was die Alten aber ablehnten, da sie keinen Dank wollten. Da erinnerte Kina sich an den Kieselstein in ihrer Gewandtasche und reichte ihn dem Paar. Als der Mann ihn sah, erschrak er heftig. „Die zwölf Sterne!“ schrie er auf. Auch die Frau griff sofort nach dem Kiesel, um ihn zu betrachten, woraufhin sie mehrere unbeschreibliche, gurrende Laute ausstieß.

„Folgt mir!“ rief der Mann nun, riß den Stein wieder an sich und ging, ihn hoch in der Luft schwenkend, voran. Der kleinen Gruppe schlossen sich bald andere Bewohner der Oase an, so daß sich, als man den Rand der Ortschaft mit ihren Dutzenden von Hütten erreichte, eine regel-

rechte Prozession gebildet hatte. Diese zog etwa eine halbe Stunde lang unter den Palmen weiter — die Oase besaß eine erhebliche Ausdehnung —, ehe sie an einem kleinen weißen Steinhäuschen ohne erkennbares Dach anlangte, von dem man sich in ehrfürchtigem Abstand hielt. Einzig der Alte wagte, sich der Behausung zu nähern und scheu an die Tür zu klopfen. Es dauerte eine Weile, ehe sie sich knarrend auftat und er im Haus verschwand. Als er nach langen Minuten wieder ins Freie trat, ein erleichtertes Lächeln auf dem Gesicht, winkte er Kina und Jaru zu sich. Sie traten mit ihm zusammen ein — und sahen sich in einem kleinen Raum, der keine Decke besaß, so daß über ihnen der blaue Himmel hing.

„Auf diese Weise“, antwortete eine helle Stimme auf ihre stumme Frage, „läßt sich bequem von hier aus der Sternenhimmel beobachten. Wenn es zu kalt wird, oder die Sonne direkt hereinscheint, oder wenn es regnet, ziehe ich ein leichtes Dach aus Strohmatten darüber.“

Ihnen gegenüber stand eine große Frau mittleren Alters mit strengen Gesichtszügen, angetan mit einem Seidenumhang.

„Ich bin die Regenmacherin der Oase“, stellte sie sich vor. „Zugleich die Kräuterfrau.“

Kina und Jaru gaben sich als Reisende aus, die leider ihr Vermögen verloren hätten.

„Mir ist es gleich, ob Ihr reich seid oder arm, hohe Herrschaften oder einfache Leute. Denn Ihr seid im Besitz des

Steinernen Stern-Medaillons. Dies allein ist hier von Bedeutung.“ Sie wies auf den Kiesel, der vor ihr auf dem Boden lag.

„Und was will das besagen?“ fragte Kina.

„So wisset, eine alte Weissagung tat uns kund, die Besitzer des Medaillons würden dereinst die Oase ‚Zu den zwölf Sternen‘ retten. Und Rettung ist wahrlich vonnöten.“ Sie schwieg.

„Was hat es denn mit den Sternen auf sich?“ fragte Jaru.

„Es heißt, vor langer Zeit sei hier nichts als trockene Wüste gewesen. Eines Tages seien zwölf Sterne vom Himmel gefallen, woraufhin Wasser aus dem Boden gesprudelt sei und Pflanzen gewachsen seien. Nach einer anderen Überlieferung lagerten an diesem Ort zwölf Mädchen auf ihrer Reise durch die Wüste. Sie waren erschöpft und kurz vor dem Verdursten, da öffnete sich der Boden, und vor ihnen tat sich ein Teich auf, aus dem sie tranken, so daß sie überlebten. Doch jetzt geht es um das Überleben der Oase, denn die Quellen versiegen allmählich, die Brunnen und Zisternen beginnen auszutrocknen. Nicht lange, so wird es hier kein Wasser mehr geben, die Bäume werden verdorren, die Bewohner werden fortziehen müssen, um woanders ein neues Leben zu beginnen, und die Karawanen werden, wenn diese ihre Zuflucht erstorben ist, andere Wege und Rastmöglichkeiten suchen müssen.“

„Doch wie sollte es uns möglich sein, die Oase zu retten?“ Jarus Stimme klang fast jammernd. „Wir sind einfache Menschen.“

„Doch seid Ihr im Besitz des Steines“, entgegnete die Regenmacherin triumphierend. „Das alleine genügt; alles übrige wird sich finden. — Bleibt einfach weiterhin eine Weile lang unsere Gäste, darum bitte ich Euch.“

Kina und Jaru waren einverstanden. Man stellte ihnen ein eigenes Häuschen zur Verfügung, eines der vornehmsten des Dorfes, versorgte sie fortan reichlich mit Lebensmitteln, kleidete sie in neue Gewänder, und täglich gingen Geschenke bei ihnen ein. Die Bevölkerung behandelte sie mit Scheu und Ehrfurcht. Obwohl sie ähnliches Jahre zuvor erlebt und im nachhinein sich selbst deswegen angeklagt hatten, ließen sie es sich auch diesmal gefallen.

Und siehe, bereits wenige Tage nach Jarus Genesung begannen die Quellen, kräftiger zu sprudeln, das Wasser in den Brunnen stieg höher, das Gras wuchs kräftiger, und sogar die Datteln schmeckten saftiger. Die Dorfbewohner zeigten sich hochofret, und allen war klar, daß dieser Segen von den fremden Besuchern herrührte. Kina und Jaru selbst hielten es eher für einen Zufall.

Nach einigen Wochen beschlossen beide, weiterzuziehen und nicht mehr in die alte Trägheit zu verfallen. Sie schenkten den Stein der Wettermacherin, und, ausgestattet mit reichen Geschenken, verließen sie mit der nächsten Karawane die Oase. Sämtliche Dorfbewohner kamen zum Abschied und winkten ihnen noch lange nach.

Zwei Tage darauf erblickten die Reisenden eine rasch sich vergrößernde Staubwolke hinter sich. Bald erkannte

man, daß es sich um schnelle Reiter handelte. Zunächst dachte man an eine Räuberbande und traf schon hastig Vorbereitungen zur Verteidigung, doch sah man bald, zur großen allgemeinen Erleichterung, es waren einige wenige junge Männer aus der Oase. Sie schienen in friedlicher Absicht zu kommen, doch auf einmal zückten sie Waffen, bemächtigten sich Jarus und Kinas, die, so schnell ging es, keine Gegenwehr leisteten, und entführten sie vor den Augen der erstaunten anderen.

Da sie keine Anstalten machten zu entfliehen, nahmen ihnen die Männer beim Ritt zurück zur Oase die Fesseln ab und erzählten ihnen sogar bereitwillig den Grund des Raubs: Stunden nur, nachdem sie beide das Dorf verlassen hatten, seien die Wasserquellen versiegt. Die Ältesten hätten sogleich miteinander beraten und beschlossen, sie beide zurückzuholen und, da es eile, gar nicht lange mit ihnen zu verhandeln.

Nach Erreichen der Ortschaft rief man eine Versammlung der Honoratioren ein. Der ehrwürdigste unter ihnen fragte Jaru und Kina, ob sie bereit seien, weiterhin in der Oase zu leben, um ihren Fortbestand zu sichern. Beide wiesen dieses Ansinnen empört zurück. Daraufhin bestimmte man, sie seien von nun an Gefangene. Man werde gut für sie sorgen, denn man bedürfe ihrer, doch könnten sie nur unter Aufsicht ihr Häuschen verlassen, in dem man sie außerhalb der Stadt unterbringen und das von nun an Tag und Nacht bewacht werden würde.

Von diesem Zeitpunkt an lebten die beiden zwar nicht schlecht, da sie mit Speisen und Getränken versorgt wurden, doch die Bevölkerung verachtete sie, weil sie sich nicht freiwillig für die Oase entschieden hatten, und im Laufe der Monate vernachlässigte man sie sogar mehr und mehr, sie erhielten nur noch das Notwendigste, ja man schien sie in ihrem abseitig gelegenen Haus beinahe vergessen zu haben. Sie mußten hungern und dürsten, nur noch alle paar Tage brachte man Lebensmittel vorbei, und schließlich erschienen sogar die Wachen nur noch unregelmäßig. Jetzt wäre es an der Zeit gewesen, über eine Flucht nachzudenken, doch wie sollte die vonstatten gehen? Sie waren so geschwächt, daß es ihnen nicht einmal gelungen wäre, das Dorf zu erreichen. Und sie besaßen keine Reittiere. Ohnehin wäre es Wahnsinn gewesen, die Oase nicht im Schutz einer Karawane, ohne kundige Führer, zu verlassen. So konnten sie nur abwarten, wie lange sie angesichts dieser Umstände noch am Leben blieben.

Eines Nachts nun saßen beide auf einer Bank vor ihrem Haus. Sie dürsteten schrecklich, denn seit zwei Tagen hatten sie nichts mehr zu trinken gehabt. Es war niemand da, den sie um einen Schluck Wasser hätten bitten können. Sie hatten gerade die Kraft gehabt, den Weg von ihrem Zimmer bis zur Bank zurückzulegen.

So lehnten sie aneinander, Jaru hatte seinen Arm um Kinas Schulter gelegt, auch um sie zu wärmen in der kalten Luft. Der Sternenhimmel war ungewöhnlich klar, und

trotz der Kälte und ihrer Schwäche tat dieser Anblick ihnen gut. Vielleicht war es ein Wohlsein kurz vor dem letzten Atemzug, ein Ausruhen, bevor sie ihren Weg in die Ewigkeit antreten würden. Angesichts der auf den unermesslichen Raum verteilten Sterne erfaßte sie tiefer innerer Frieden. Beiden wurde mit einemmal klar, daß sie in vielfacher Hinsicht versagt hatten; sie hatten, nicht nur aufgrund widriger Umstände, die Körper der beiden Weisen nicht heil zurückgebracht zu deren Berghöhle; sie waren mitschuld an dem baldigen Tod der beiden. Diese Schuld lastete auf ihnen, doch sie sahen sie nüchtern, wie von fremder Warte aus. Jetzt würden sie selbst wohl als körperlose Geistseelen lange, lange Zeit über die Erde hinirren müssen. Nun, sie hatten es ja verdient.

Auf einmal kicherte Jaru. „Weißt du,“ flüsterte er, denn zum lauten Sprechen reichte seine Kraft nicht mehr, „woran ich jetzt denken muß? An dieses seltsame Wort auf dem Kiesel, ‚TASARIC‘.“

Plötzlich leuchtete am Himmel, heller als die Sterne, ein Licht auf und näherte sich der Erde. „Natürlich,“ blitzte in Kina ein Verstehen auf, „man muß die Buchstaben umstellen. Es heißt: CARITAS, Liebe!“ In diesem Moment verloren beide ihr Bewußtsein.

Die Erkenntnis

Als sie erwachten, fanden sie sich an einem großen Tisch in einem hohen Saal sitzend. Ihnen gegenüber saß — Gundolf, der Fürst, der Schloßherr, rechts und links neben ihm seine zwölf Töchter.

Jaru und Kina fühlten sich nach wie vor sehr schwach, ihnen war, als müßten sie jeden Augenblick von den Stühlen fallen. Doch sie sahen, daß auch Gundolf litt. „Wie geht es Euch, Herr?“ fragte Kina ihn. „Hat sich Euer Leiden inzwischen ein wenig gebessert?“

Und Jaru ergänzte: „Gerne würden wir Euch helfen, so wir nur könnten.“

Auf Gundolfs Gesicht glitt ein Lächeln. „Ich danke Euch, liebe Freunde. Und auch meine Kinder sind Euch dankbar.“

Als sie zu den Töchtern hinschauten, sahen sie, wie sich die ganze Gruppe, oder vielmehr die Erscheinung dieser Gruppe, auflöste und an ihrer Stelle nur noch kurz ein Leuchten blieb, bis auch dieses verschwunden war. Jaru und Kina schauten einander erstaunt an, fühlten einen kurzen Schmerz in ihrer Herzgegend — und fanden sich als Geister in der Luft schwebend wieder. Unter sich sahen

sie Ruhenden Fels und Duftende Rose stehen, im Gebirge, nahe der Höhle, wo sie einander zuerst begegnet waren. Es war beinahe, als hätte sich in der Zwischenzeit nichts ereignet. Doch die beiden Alten trugen die Gewänder, mit denen sie auch in der Oase bekleidet waren. „Uff“, entfuhr es dem „Fels“, „das hat sich ja lange hingezogen — wirklich seeehr ...“

„Nun jammere nicht!“ fiel die „Rose“ ihm ins Wort. „Es war auch für uns eine erfüllte Zeit.“

Der Alte nickte. Dann wandte er sich Jaru und Kina zu. „Wir haben es so gewollt. — Nun, Ihr beide solltet jetzt zurückkehren zu dem Ort, von dem Ihr Euren Ausgang genommen habt.“

„Aber ... aber Ihr wolltet uns doch helfen, aus unserem jetzigen Zustand Befreiung zu finden.“ Enttäuschung schwang in Jarus Worten mit.

„Vertraut einfach“, sprach Duftende Rose mild. Dann nahm sie des Alten Hand, und beide gingen in die Höhle.

Was sollten sie anderes tun? Zwar überwogen die Zweifel, aber sie taten wie ihnen geheißen.

Kaum hatten sie in sich den Wunsch formuliert, waren sie auch bereits zurück bei der Pyramide. Doch was war das? Sie fanden nicht, wie erwartet, eine Ruine vor, sondern erblickten das vollständige Bauwerk. Es sah beinahe so aus, als wäre es soeben erst erbaut worden. Auch die Gebäude ringsum waren keineswegs zerstört, und zahlreiche Menschen bevölkerten die Straßen. Sollten sie etwa

einen Zeitsprung gemacht haben, in die Zeit der wieder aufgebauten Stadt, oder vielleicht auch in die Zeit vor dem Krieg?

Sie drangen zum Labor vor — und sahen dort ihrer beider Körper in der Luft schweben, offensichtlich gänzlich unversehrt. Ungewöhnlich war nur, daß sich vor dem Labor einige Wissenschaftler aufgeregt unterhielten.

Plötzlich verloren beide ihr Bewußtsein — und wachten in ihren Leibern auf. Sie öffneten ihre Augen, fühlten, wie sie langsam zu Boden schwebten, und als sie sich dort liegend wußten, standen sie auf und fielen einander in die Arme. Sie schwiegen. Tränen rannen über ihre Gesichter.

Kurz darauf öffnete sich die Tür, und Dr. Rando trat ein. Aus seinem Gesicht sprach große Erleichterung. In seinen Händen hielt er die Kleidung der beiden.

„Herzlich willkommen auf der Erde!“ Dann sagte er nichts mehr, bis sie sich angekleidet hatten. Auch ihnen war nicht nach Reden zumute.

Erst nachdem sie sich in die Sessel seines Büros niedergelassen hatten, klärte Dr. Rando sie auf. „Vielleicht haben Sie gar nicht viel mitbekommen von den Problemen, mit denen wir zu kämpfen hatten. Es gleicht einem Wunder, daß Sie zurückgekehrt sind! Denn — beinahe hätten wir Sie beide verloren.“ Dr. Rando verstummte, als müsse er sich erst einmal von seinen Worten ausruhen. Endlich nahm er den Faden wieder auf. „Es gab massive Störungen in der gesamten Anlage. Die Folge eines unerwarteten

Sonnensturms, den man uns versehentlich nicht gemeldet hatte. Genau zwölf Minuten dauerte es, bis wir das Problem in den Griff bekamen. Und mit jeder Sekunde bangten wir mehr um Ihrer beider Leben. Bis Sie dann vorhin alleine von Ihrer Reise zurückkehrten.“

Kina und Jaru hatten, wenngleich sie sich im Geist noch nicht so ganz aus der bisherigen Welt gelöst hatten, aufmerksam zugehört.

„Wahrlich, wir haben eine lange Reise hinter uns, gar viele Jahre hat sie gewähret.“

Dr. Rando wunderte sich über Jarus eigenartige Sprache.

„Doch nun, sagt an,“ fuhr Jaru fort, „kann unser Erleben in der anderen Welt ein bloßer Traum gewesen sein?“

Dr. Rando mußte lächeln. „Ich seh schon, wir werden sehr lange über Ihre Erlebnisse zu sprechen haben. Was nun Ihre Frage nach dem Traum betrifft: Zwar liegen uns wegen der Störungen keine eindeutigen Daten vor. Aber ich vermute, Ihre Erlebnisse waren Wirklichkeit.“

„Doch wenn dem so ist,“ wandte Kina ein, „was bedeutet dann die Zerstörung dieses Gebäudes hier, und was hat es mit dem Krieg auf sich?“

Dr. Randos Augen flackerten verunsichert. „Dazu kann ich mich jetzt nicht äußern. Wir werden zuerst Ihre sämtlichen Aussagen sammeln, ordnen und bewerten müssen. — Doch zunächst schlage ich vor, daß Sie sich für einige Stunden ausruhen, ehe wir uns an die Arbeit machen.“

Wenige Minuten später hatten Jaru und Kina über einen rückwärtigen Ausgang heimlich das Gebäude verlassen. Sie würden niemals mehr hierher zurückkehren.

Hand in Hand gingen sie durch die Straßen. Die Rückkehr in ihre Heimat hatte keine Eile. Sie hatten eine Fülle an Erfahrungen gesammelt, mehr wohl als die meisten anderen Menschen ihres Alters — da brauchten sie nicht zu eilen.

Vor einem Obelisk, der die Mitte eines Platzes zierte, blieben sie stehen. „Wann heiraten wir?“ fragten beide gleichzeitig. Lachend fielen sie sich in die Arme.

„Aber über eine Frage wollen wir in unserer Ehe nicht ständig streiten!“ legte Kina fest.

„Welche Frage?“

„Ob es einen freien menschlichen Willen gibt oder nicht.“

„Nein“, grinste Jaru.

„Was: nein?“

„Nein zum Streit. Denn der Wille, diese Überzeugung haben wir doch gewonnen, ist frei.“

„Aha. Hört, hört.“ Kinas Augen leuchteten triumphierend. „Und der Beweis dafür?“

„Es gibt keinen Beweis. So wie es letztlich für nichts endgültige Beweise gibt — ‚wissenschaftliche‘ Beweise. Man muß von einer Wirklichkeit überzeugt sein, erst dann kann es in ihr Beweise geben. Rein theoretisch kann nämlich alles unwirklich, kann alles Täuschung sein. Erinner dich doch nur an unseren gemeinsamen Traum, oder unser

gemeinsames Erleben, oder was immer wir da für anscheinend viele Jahre gesehen, gehört, durchlitten haben. Folglich bin ich nur in der Lage zu glauben, an diese oder jene Lebenswirklichkeit, und erst innerhalb dieses Glaubens kann ich dann ‚beweisen‘.“

„Aber so,“ staunte Kina über seine Gedanken, „ständig mit dieser Erkenntnis vor Augen, kann doch kein Mensch auf Dauer leben, in dieser eiskalten Höhe, in diesem Sein gleichsam ohne Fleisch und Knochen.“

„Eben. Deshalb steige ich lieber herab in die Wirklichkeiten dieser unserer Erde und lebe in ihnen — wenn auch mit den Erfahrungen vieler Jahre, die wir in zwölf Minuten gesammelt haben.“ Und als werde ihm das Wunderbare, ja das Ungeheuerliche ihrer Erlebnisse erst jetzt so richtig bewußt, schüttelte er den Kopf, lachte minutenlang und stammelte immer wieder: „Das ist doch so verrückt, nicht wahr? Das war doch so verrückt! Und doch ... so echt!“

Kina sah ihn lächelnd an. Sie fühlte, was er jetzt empfand. Als er wieder zur Ruhe gekommen war, sagte sie: „Erinnerst du dich an die Baumhöhle auf der Insel? An unseren Meister?“

„Selbstverständlich.“ Sein Gesicht verklärte sich.

„Was wir da in der Stille erfuhren ...“

„Du hast recht, Kina. Das war kein Trug, keine Täuschung. Es war unmittelbare, echte Erkenntnis dessen, was wahr ist. Höchste Liebe. Endlose Schönheit. Sozusagen ...“

„Leben und Erkennen aus tiefstem Herzen“, ergänzte Kina.

In ihr Gespräch vertieft, bemerkten sie gar nicht, daß — nicht weit über ihren Häuptern — zwölf kleine Lichter schwebten, die als Sterne gelten konnten.

Wie man sich erzählt, soll das Paar später zwölf Kinder bekommen haben, alles hübsche Mädchen. Die erste von ihnen erhielt den Namen Gudrun, die jüngste hieß Gundolfa. —

Ziehen wir von dem Jahr, in der diese Geschichte begann, die uns aus der Zukunft überliefert wurde, 289 Jahre ab: Dann befinden wir uns in der Zeit, in der dieser Bericht geschrieben wurde, im Heute.